

Kölner Arbeitspapiere zur Ethnologie
No. 2

Cologne Working Papers in
Cultural and Social Anthropology No. 2



Arbeitspapier / Working paper No. 2 (Juli 2008)

**Birgitt Röttger-Rössler
Tanja Deiters
Kaja vom Orde
Anna Schaffrath
Harald Schmidt-Hurtienne**

AsylLeben in Deutschland: Biografische Annäherungen

Köln / Cologne 2008
ISSN 1864-7766

Editor INSTITUT FÜR ETHNOLOGIE, UNIVERSITÄT ZU KÖLN
DEPARTMENT OF CULTURAL AND SOCIAL ANTHROPOLOGY, UNIVERSITY OF COLOGNE

Editorial Board Martin Rössler, Michael Bollig, Julia Pauli, Michaela Haug, Monika Böck

Address Albertus Magnus Platz
D 50923 Köln

Phone 0049 (0) 221/470 – 2274

Fax 0049 (0) 221/470 -- 5117

Email ethnologie@uni-koeln.de

URL <http://www.ethnologie.uni-koeln.de/publikationen/kae/>

Copyright 2008, Birgitt Röttger-Rössler, Tanja Deiters, Kaja vom Orde, Anna Schaffrath,
Harald Schmidt-Hurtienne

AsylLeben in Deutschland: Biografische Annäherungen

Birgitt Röttger-Rössler, Tanja Deiters, Kaja vom Orde, Anna Schaffrath, Harald Schmidt-Hurtienne

Abstract

Leben im Asyl bedeutet eine oft jahrelange Zeitspanne der Ungewissheit, eine Existenz in einem fragilen Zwischenraum, die häufig nur schwer zu bewältigen ist. Wie blicken Betroffene auf diese Phase und ihren Weg aus der Heimat in ein neues Land und Dasein? Diesen auf das erlebende Subjekt ausgerichteten Fragen sind Studierende des Kölner Instituts für Ethnologie im Rahmen eines Hauptseminars zur Biografischen Methode nachgegangen. Der vorliegende Beitrag bildet zum einen in biografischen Kurzporträts die Perspektiven der Personen ab, mit denen lebensgeschichtliche Gespräche zu ihrem „Asyl-Er-Leben“ in Deutschland geführt wurden, zum anderen zeichnet er die Erfahrungen mit den Besonderheiten biografischer Interviews, ihrer Auswertung und Repräsentation nach.

Keywords

Biografische Methode, Migration, subjektives Erleben
Biographical method, migration, subjective experience

Einleitung

Birgitt Röttger-Rössler

„Leben-Erinnern-Erzählen“ lautete der Titel eines zweisemestrigen Hauptseminars, innerhalb dessen Studierende des ethnologischen Institutes der Universität Köln im Sommer- und Wintersemester 2007/08 in die biografische Methode und ihre Einsatz- sowie Erkenntnis-möglichkeiten eingeführt wurden.

Die vorliegende kleine Studie ist das Ergebnis einer vierköpfigen studentischen Arbeitsgruppe, die sich im Verlauf des Seminars zusammengefunden hat, um sich mit dem subjektiven Erleben des Asylverfahrens politischer Flüchtlinge in Deutschland auseinanderzusetzen. Die zentrale Frage, welche die drei jungen Studentinnen Tanja Deiters, Kaja vom Orde, Anna Schaffrath und ihren im so genannten ‚Seniorenstudium‘ befindlichen Kommilitonen Harald Schmidt-Hurtienne beschäftigte, zielte auf die emotionale Erfahrung, die individuelle Wahrnehmung und Bewältigung der ungewissen Asylphase. Wie halten die Einzelnen diese unsichere Zeit des Übergangs aus? Wie arrangieren sie sich in dem fremden Land, von dem sie nicht wissen, ob und wann es sie aufnimmt? Wie ist ihr Blick auf Deutschland? Wie präsentiert es sich denen, die es als Asylsuchende kennen lernen? Mit welchen Menschen und was für einem Deutschland wird man als Flüchtling hauptsächlich konfrontiert? Für derartige auf subjektive Erfahrungshorizonte abzielende Fragestellungen bietet sich methodisch ein lebensgeschichtlicher Ansatz an, der den einzelnen Gesprächspartnern Raum gibt, ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen in ihren Worten und Bildern zu beschrei-

ben, und es den Interviewern ermöglicht, sich den Inhalten sowie dem Verlauf der Erzählung flexibel anzupassen. Aus meiner Sicht als Lehrende bestand das zentrale Ziel der praktischen Erprobung lebensgeschichtlich-narrativer Interviewtechniken zum einen darin, die Studierenden in die Komplexität dieser Methodik – von der Vorbereitung über die Gesprächsführung bis hin zu Auswertung und Niederschrift – einzuführen, und sie zum anderen für die Verantwortung zu sensibilisieren, die mit jeder wissenschaftlichen Untersuchung einhergeht. Es gibt keine unverbindliche Forschung, und dies wird gerade im Rahmen biografischer Erhebungen besonders spürbar. So erschien es auch den Mitgliedern dieser Arbeitsgruppe undenkbar, die Gespräche bloß aus ‚Übungszwecken‘ zu führen – vielmehr stand für sie von Beginn an fest, dass ihnen in den Interviews Anvertraute, die ihnen ermöglichten Einblicke in verschiedene Lebensläufe in einer angemessenen Form aufzuarbeiten und weiterzugeben. In diesem Zusammenhang ist die Idee entstanden, die Erfahrungen dieses Seminars in einem gemeinsamen Text für die ‚Kölner Arbeitspapiere zur Ethnologie‘ zu verdichten, der es den Lesern ermöglichen soll, nicht nur die methodischen Schritte und Überlegungen, sondern vor allem die persönlichen Begegnungen nachzuvollziehen, aus denen die vier biografischen Porträts entstanden sind, die den Kern dieses Beitrages bilden. Eingerahmt werden die vier Asylbiografien von einem ihnen vorangestellten Resümee des methodischen Vorgehens der Gruppe, das für andere an der biografischen Methode interessierte Studierende sicherlich etliche sinnvolle Hinweise und Überlegungen enthält und sich unter anderem auch mit der Auswertungs- und Codierungsproblematik lebensgeschichtlicher Erzählungen beschäftigt. In der den Biografien nachgestellten vergleichenden Gesamtinterpretation werden die zentralen Leitlinien und Topoi der Erzählungen nochmals zusammengefasst, sowie mögliche weiterführende Fragestellungen und Untersuchungsansätze diskutiert, die sich aus dieser kleinen explorativen Studie ergeben haben.

Methodische Aspekte

Tanja Deiters

Die narrativen Interviews, auf denen unser Seminarprojekt zum ‚AsylLeben in Deutschland‘ basiert, führten wir in offener Form, gestützt nur von einigen erzählgenerierenden Fragen, die wir zuvor gemeinsam entwickelt hatten (siehe Appendix). Dieser grobe Frageleitfaden sollte nicht nur uns Sicherheit in der Interviewgestaltung sowie unseren Gesprächspartnern Erzählanstöße geben, sondern zugleich eine gewisse Vergleichbarkeit des Materials dadurch sicherstellen, dass in jedem Interview dieselben Themen angesprochen wurden. Dennoch galt als allgemeine Richtlinie, diesen Fragekatalog nicht stoisch ‚abzuarbeiten‘ und dadurch etwa einen Erzählfluss zu unterbrechen, sondern ihn flexibel einzusetzen. Es sollte in jedem Fall unseren GesprächspartnerInnen möglich sein, ihre Erzählungen selbst zu gestalten, ihre eigenen Akzente und Schwerpunkte zu setzen. In der Praxis erwiesen sich unsere Leitfragen in einigen Fällen als sehr nützlich, insbesondere um die Einzelnen überhaupt erst zum Erzählen zu animieren. Bei Anderen brauchten wir hingegen kaum Fragen zu stellen; sie erzählten, was uns wichtig war, geradezu von sich aus.

Doch vor dem Führen der Interviews waren etliche Vorbereitungen nötig. So hielten wir es für sinnvoll, uns in die Flüchtlingsproblematik einzuarbeiten, was besonders hinsichtlich der sich beständig verändernden rechtlichen Grundlagen in Deutschland sehr umfang-

reich war. Parallel machten wir uns auf die Suche nach gesprächsbereiten Personen. Wir suchten verschiedene Organisationen auf, die sich um Flüchtlinge und ihre Probleme kümmern, konnten aber auf diesem Weg keine Interviewpartner finden. Auch der Aufruf im Rundbrief einer Kölner Flüchtlingsorganisation ergab keine Ergebnisse. Möglicherweise war dieser Weg nicht erfolgreich, weil der Rundbrief nicht an Flüchtlinge direkt gerichtet war, sondern an Organisationen und Institutionen, die mit Flüchtlingen arbeiten. Potenziell gesprächsbereite Personen hätten von den Beratern auf unseren Aufruf hin angesprochen werden müssen. Dafür bleibt wohl in aller Regel nicht genug Zeit, da andere Aspekte in der Flüchtlingsberatung Priorität haben. So griffen wir schließlich auf persönliche Netzwerke zurück und knüpften über die Mithilfe von Familienangehörigen, Freunden und Bekannten Kontakt zu einigen Flüchtlingen, die sich dann bereit erklärten, mit uns ein Gespräch zu ihrer Lebensgeschichte zu führen. Das erste Telefonat war meist aufregend für beide Seiten, besonders, wenn man sich nicht kannte, da der Kontakt über Dritte hergestellt worden war. Auch das erste Treffen verlief nicht ohne Unsicherheiten, sowohl bei uns als auch bei unseren GesprächspartnerInnen. Einige von uns brachten auch kleine Gastgeschenke mit, um die ersten Momente des Treffens zu entspannen. Bis auf eine Person waren alle GesprächspartnerInnen damit einverstanden, das Gespräch auf Band aufzeichnen zu lassen. Die Interviewerin, die das Gespräch nicht aufnehmen durfte, machte sich stattdessen während des Gesprächs Notizen und sprach anhand dieser hinterher ein Gedächtnisprotokoll des Interviews auf Band. Ein anderes Gespräch konnte nur mit Hilfe einer Dolmetscherin geführt werden, die eine gute Freundin der Interviewten sowie eine Verwandte der Interviewerin war. Sie hatte also zu beiden Seiten eine enge und vertrauensvolle Beziehung, die für diese Begegnung enorm wichtig war, da beide Seiten der Übersetzerin vertrauen mussten, dass sie das jeweils Gesagte wortgetreu wiedergab, ohne es ihrerseits zu interpretieren und zu verändern. Doch auch wenn in diesem Fall eine eigentlich günstige Vertrauensposition zwischen den Beteiligten bestand, so verhindern derartige Dreieckskonstellationen den Aufbau eines direkten Dialogs, was nicht nur für die Interviewerin, sondern auch für die Interviewte während des Gesprächs problematisch war. Eine jede von ihnen war wechselseitig zu Passivität und Nicht-Verstehen verurteilt und musste damit umgehen, die eigenen Aussagen einer anderen Person zu überlassen und keine Kontrolle mehr über sie zu haben. Wir diskutierten untereinander, inwieweit diese Interviewsituation in paradigmatischer Weise eine alltägliche Erfahrungsdimension vieler Flüchtlinge und Migrant*innen widerspiegelt: den Kontrollverlust über die eigenen Äußerungen und die damit verbundene Abhängigkeit von der Sprachkompetenz Anderer.

Aber auch wenn die anderen GesprächspartnerInnen sich mit uns auf Deutsch unterhalten haben, so gab es doch manche sprachliche Uneindeutigkeiten. Der Gesprächspartner Amo verwendete zum Beispiel das Wort „Gelegenheit“, womit er eigentlich „Chance“ meinte. An anderer Stelle benutzte er Umschreibungen, um auszudrücken, dass sich erzwungene Arbeitslosigkeit und Untätigkeit negativ auf mentale und emotionale Prozesse auswirken und die Hemmschwelle für illegales Tun heruntersetzen können. Er sagt dies mit den Worten, dass nicht zu arbeiten „den Kopf tot“ und das Leben „kaputt“ mache. Er unterstützt seine Ansicht mit dem Sprichwort: „An idle mind is the devil's workshop.“ Weiterhin erzählt er, wie manche infolge des Nichtstuns in kriminelle Aktivitäten abrutschen. Erst im Gesamtzusammenhang der Erzählung werden Umschreibungen wie „den Kopf tot“ machen und das Sprichwort verständlich. Die Interpretation solcher im Einzelnen zunächst unverständlichen Textstellen erfolgte nach hermeneutischer Methode (s.u.).

Alle unsere GesprächspartnerInnen waren relativ ungeübt im Erzählen ihrer Lebensgeschichte. Sie lieferten uns keineswegs kohärente, chronologisch geordnete Erfahrungsbe-

richte, sondern erzählten assoziativ einzelne Episoden und Fragmente ihrer Asylgeschichten. Vielfach schilderten die Einzelnen im Laufe des Interviews immer mal wieder ein paar Details zu Begebenheiten, die sie am Anfang nur kurz erwähnt hatten. So wurden uns etliche chronologische Zusammenhänge erst bewusst, nachdem wir uns intensiv mit dem Material beschäftigt hatten. Hier wurde uns deutlich, was wir schon aus der theoretischen Literatur kannten: dass Lebenserfahrungen in der Regel nicht als geordnete Erinnerungsstränge im Gedächtnis abgespeichert sind, die einfach abgerufen werden können, sondern dass sie erst im Akt des Erzählens Kontur gewinnen und zu ‚Lebensgeschichten‘ werden (Peacock & Holland 1993; Röttger-Rössler 1993, 2003; Hermann & Röttger-Rössler 2003; Welzer 2002).

Die Tragweite der Erarbeitung und der Analyse unserer Aufzeichnungen wurde uns erst bei der Transkription bewusst, die mehr Zeit beanspruchte als angenommen. Bei der Bearbeitung einer größeren Anzahl lebensgeschichtlicher Bandaufzeichnungen könnte es sich als sinnvoll erweisen, nicht das ganze Material wörtlich zu transkribieren, sondern nur aussagekräftige Stellen, die wichtig für die Analyse sind, und solche, die das Potenzial haben, in der Publikation zitiert zu werden. Ebenso verlangte die Analyse des Materials mehr Zeitaufwand, als vorher bedacht. Wir bedienten uns eines Mischverfahrens aus verschiedenen Methoden zur Bearbeitung narrativ-biografischer Interviews, auch mit dem Ziel, diese zu erproben. Zunächst paraphrasierten einige von uns die Transkriptionen noch weiter, um das so gekürzte und verdichtete Material besser überblicken zu können. Auch unterteilten wir während dieses Schrittes das Interview in Einleitung, Erzähl- und Nachfragephase, um die Gesamtstruktur besser erfassen zu können (vgl. Hermanns et al. 1984). Leider hatten wir vielfach die Einleitung, in der das Thema des Interviews und die Bereitschaft der interviewten Person zum Erzählen geklärt wurden, nicht aufgenommen. Erst mit der erzählgenerierenden Frage, welche die Überleitung zur Erzählphase darstellt, begannen unsere Aufnahmen. Manche hatten die Informationen der Einleitungsphase wenigstens im Interviewprotokoll erfasst. Schwieriger war es, die Schlussphase zu bestimmen, die aus Rückfragen der interviewenden Person und weiteren Anmerkungen der erzählenden Person besteht. Es kam vor, dass unsere InterviewpartnerInnen durch das Nachhaken unsererseits erst richtig in ein detailreiches Erzählen hineinfanden, wodurch wiederum weitere Fragen auf unserer Seite angeregt wurden. Hier wird ganz deutlich, dass lebensgeschichtliche Erzählungen stets ‚Ko-Konstruktionen‘ sind, die aus dem Dialog zwischen Fragendem und Erzählendem erwachsen (vgl. Crapanzano 1977). Auch nahmen die meisten interviewten Personen die von uns am Gesprächsende angebotene Möglichkeit wahr, noch weitere Begebenheiten aus ihrem Leben anzusprechen oder allgemeine Anmerkungen zu machen, die ihrer Meinung nach wichtig sind, aber noch nicht erwähnt wurden. Diese große Erzählbereitschaft am Ende hängt einerseits sicher damit zusammen, dass sich die Einzelnen erst an die Interviewsituation, an das Erzählen gegenüber kaum bekannten Menschen gewöhnen müssen; andererseits offenbart sich hier aber auch ein deutlicher Wille zur Kohärenz, zur Abrundung des Erzählten: Anfänglich nur kurz angerissene Begebenheiten wurden nun nochmals aufgegriffen und detailreicher erzählt, es wurden Rechtfertigungen angestellt und Gründe für den Verlauf der Begebenheit geliefert. Kurz: Die zahlreichen in der Gesamterzählung enthaltenen Subgeschichten wurden vollendet. So reißt z. B. die Kurdin Fatima zu Beginn des Interviews nur kurz an, dass ihr kleiner Sohn mit ihrer Mutter illegal nach Deutschland einreisen musste. Erst ganz am Ende kommt sie noch einmal auf diese für sie sehr schwer erträgliche Begebenheit zu sprechen. Sie nennt mehr Details, geht auf die körperlichen und emotionalen Anstrengungen ein und rundet die Erzählung über diese Lebensphase ab (vgl. Kurzbiografie „Niemand kann sich vorstellen, wie es ist...“).

Damit wir uns einfacher und schneller im Material zurechtfinden konnten, und auch um thematisch zusammenhängende Erzählsegmente ausfindig machen zu können, wurden die Paraphrasen in Anlehnung an Mayring (2003) weiter reduziert. Paraphrase und Reduktion wurden in einzelne, kürzere Analyseeinheiten unterteilt und durchnummeriert. Außerdem vermerkten wir die Seitenzahl der Transkription, um ggf. im Originaltext die wortwörtliche Formulierung ausfindig machen zu können. Einige von uns haben auf die Paraphrasierung verzichtet, stattdessen das wörtlich Gesagte direkt in Analyseeinheiten eingeteilt und diese dann weiter reduziert. Dabei ergab sich jedoch eine hohe Anzahl von Analyseeinheiten, die für Personen, die nicht mit dem Material vertraut sind, schwer zu handhaben sind. Die Analyseeinheiten wurden dann von uns mit Schlagwörtern versehen, Erzähltopoi wurden so erkennbar. An dieser Stelle hätte es sich auch angeboten, einen verbindlichen Schlagwortkatalog zu entwickeln, der dann auch bei weiteren biografischen Interviews innerhalb eines größeren Projektes zur Flüchtlings- und Asylproblematik angewendet und weiter verfeinert werden könnte. Ein solcher Index würde allen Projektteilnehmern ein schnelleres Zurechtfinden im unbekanntem Interviewmaterial ermöglichen. Ebenso würden somit die angesprochenen Inhalte im Interview vergleichbar und sogar die Häufigkeit bzw. Gewichtung von erzählten Themen in den unterschiedlichen Interviews erkennbar werden.

In zwei Fällen wurden nach Mühlfeld et al. (1981) auch die Textsorten (B = Beschreibungstext; A = Argumentationstext; E = Erzähltext) bestimmt und mit in die Tabelle übernommen. In der weiteren Bearbeitung des Interviewmaterials wurde diese Möglichkeit zur Textanalyse und -interpretation leider nicht mehr genutzt. Eine Bestimmung der Textsorten ermöglicht die Herausfilterung von Erzähltexten, die indexikalisch und szenisch sind. In der Erzähltheorie wird angenommen, dass sich Narrationen in ihrer Struktur am Handeln orientieren. Außerdem beinhaltet das Erzählte auch eine subjektive retrospektive Interpretation des Handlungsablaufs. Somit sind Erzähltexte dazu geeignet, die Struktur von Orientierungen des Handelns und von Ereignisabläufen herauszuarbeiten (Schütze 1977: 1, nach Lamnek 2005: 357). Unter Einbeziehung dieser differenzierten Textanalyse hätten wir einen Vergleich der Erzählstrukturen und somit auch der Orientierungsstrukturen von Handlungen der Interviewten anstellen können.

Seite	Nr.	Paraphrase	Reduktion	Schlagwort	Textsorte
1	1	Der Interviewte sei Ende 1990 allein als politisch verfolgter Flüchtling per Flugzeug nach Deutschland eingereist. Er sei unter Risiko illegal ausgereist, er habe für die gefälschten Papiere viel Geld bezahlen müssen.	Ende 1990 illegale Einreise per Flugzeug nach Deutschland. Gefälschte Papiere waren sehr teuer.	Einreise	B
1	2	Er deutet an, dass er nicht gerne über die Zeit rede, nicht mehr viel darüber nachdenken wolle, denn es sei vorbei, er sei nicht mehr politisch aktiv, er sei nun „ganz ruhig“.	War damals politisch aktiv, nun nicht mehr. Denkt über die Zeit nicht gerne nach.	Politik; Erinnerung; Emotionen	B, A

Bei der Interpretation haben wir zunächst das Augenmerk auf die Selbstdarstellung unserer GesprächspartnerInnen gelegt. Wir sind mit der Frage an die Texte herangegangen, wie sich die Erzählenden in verschiedenen Lebenssituationen selbst erlebt, wie sie im Kontext des Geschehens agiert haben, welche Möglichkeit des Handelns sie aus welchen Gründen wahrgenommen haben. Die Interpretation sollte sich nicht nur auf ‚objektive‘ Daten und Fakten des Lebens von Flüchtlingen beschränken, sondern es sollte insbesondere die subjektive Realität der Erzählenden erkennbar werden. Wir richteten unseren Fokus also auf das ‚Verstehen‘ einer erzählten Situation, weniger auf das Erklären. Wir folgten damit dem, was Peacock & Holland (1993: 368) als „life-focused approach“ bezeichnen. Dieser Ansatz ist „(...) concerned less with the story as such than with some reality external to the story but which the story is presumed to mirror; analysis of the story is a means toward grasping that reality – the ‘life’ narrated.“ Hermeneutisch erschlossen wir uns einzelne, noch unverständliche Textpassagen und versuchten, kürzere Erzählstellen im Kontext zu verstehen. Die im Erzählten genannten Gründe und Rechtfertigungen dienen nicht nur der Schaffung von Kohärenz, sondern die ErzählerInnen stellen sich so auch auf eine bestimmte Art und Weise selbst dar. Unsere Gegenwart hat die Selbstdarstellung der Erzählenden nicht unerheblich beeinflusst und musste bei der Interpretation beachtet werden.

Weil im Akt des Erzählens der Lebenslauf immer wieder neu konstituiert wird und die Art der Konstitution auch vom Erzählkontext abhängig ist, haben wir uns dafür entschieden, unser Material als Kurzbiografien darzustellen. Wir sahen darin die beste Möglichkeit – im Sinne der ‚Writing Culture‘ (Clifford & Marcus 1986) – das Verhältnis zwischen interviewender und erzählender Person transparent zu machen. Unsere Anwesenheit, unsere Fragen, die Art und Weise wie wir agierten und reagierten, haben die Erzählenden ebenso beeinflusst wie die Vorstellungen, die sie sich jeweils von unseren Erwartungen und Vorannahmen machten und auf die sie, mehr oder minder bewusst, ihre Erzählungen ausrichteten. Kurz: Eine Lebensgeschichte oder lebensgeschichtliche Episode entwickelt sich im Akt des Erzählens und wird von den an dieser Handlung beteiligten Personen wesentlich mitgeformt. Die Vorstellungen, die der Erzähler über die Erwartungen des Zuhörers hat, sind dabei ein wesentlicher Einflussfaktor. Vor die Aufgabe gestellt, die von uns geführten Interviews wiederzugeben, haben wir uns dafür entschieden, das Material zu kurzen biografischen Vignetten zu verdichten, die auch die Erzählsituationen, also die jeweiligen Begegnungs- und Gesprächsgeschichten, deutlich werden lassen. Es galt also, auch uns selbst und unsere eigenen Vorannahmen sowie Unsicherheiten und Aufregungen während des Gesprächs darzustellen. Zur Beschreibung der Gesprächskontexte benutzten wir teilweise auch unsere Gesprächsprotokolle. Über die Kurzbiografien wollten wir außerdem diejenigen Stellen besonders herausarbeiten, die auch unseren GesprächspartnerInnen wichtig sind, um ihrer Geschichte, ihren Anliegen und ihren Problemen hinsichtlich ihrer ganz persönlichen Flüchtlingsgeschichte gerecht zu werden. Dies ließ sich u. a. auch durch die Wiedergabe der Art und Weise erreichen, wie unsere GesprächspartnerInnen etwas sagten, einer Aussage Nachdruck verliehen oder sie mit Gesten unterstrichen.

Mit den von uns verfassten Kurzbiografien haben wir uns dann ein weiteres Mal mit unseren GesprächspartnerInnen getroffen. Das zweite Treffen verlief bei allen in einer deutlich entspannteren Atmosphäre. Kleine Missverständnisse wurden aufgeklärt; im Großen und Ganzen waren die Frauen und Männer einverstanden und zufrieden mit unseren biografischen Porträts, oder sogar begeistert davon. Uns war es wichtig, diese Texte vor der Veröffentlichung von ihnen freigeben zu lassen, da es um sehr persönliche und emotionale Lebens- und Leidensgeschichten geht. Durch solche Rückkopplungen lässt sich auch der – ebenfalls im Kontext der ‚Writing Culture‘-Debatte erhobenen – Forderung gerecht werden,

nicht ‚über‘, sondern ‚mit‘ den Menschen zu schreiben, für deren Leben man sich interessiert (vgl. Abu-Lughod 2006). Außerdem wollten wir verantwortungsvoll mit dem biografischen Material umgehen, haben gegebenenfalls Pseudonyme benutzt und nur von den GesprächspartnerInnen freigegebene Informationen veröffentlicht.

Rückblickend ist uns deutlich geworden, wie wichtig es ist, mit einem sinnvollen und realistischen Zeitmanagement an ein solches Projekt heranzugehen. Auch sollten Transkriptions- und Analysemethoden vorher gut überlegt und bei Gemeinschaftsprojekten verbindlich abgesprochen werden. Man sollte sich außerdem darüber im Klaren sein, dass nicht jeder Gesprächspartner der Aufzeichnung eines Gesprächs zustimmt, und dass die Arbeit mit einem Dolmetscher bei der Analyse und Interpretation ganz besondere Anforderungen stellt sowie den Zeitaufwand nochmals erheblich vergrößert.

„Bis wann, weiß ich nicht ...“

Tanja Deiters

Ich bin viel zu früh in der kleinen Stadt. Da die Wohnung in Bahnhofsnähe ist, gönne ich mir noch einen Tee im Bahnhofscafé. Ich bin einerseits aufgeregt, andererseits kann ich mich nur mit Mühe auf das bevorstehende Interview konzentrieren. Meine Gedanken sind noch bei einem vor einigen Wochen erlebten Unfall. Es ist außerdem mein erstes Interview mit einer mir völlig unbekannt Person. Wir haben nur einmal vorher telefoniert. Hanan schien mir da sehr nett, wenn auch, genau wie ich, etwas verunsichert.

Ich gehe die lange Straße entlang, sie führt leicht bergauf. Das letzte Haus hat die gesuchte Hausnummer. Ein mehrstöckiges Reihenhauses, Eingang an der Rückseite. Es kommt mir einfach, aber gepflegt vor, alles ist aufgeräumt und in einem augenscheinlich guten Zustand. Ich klinge, der Summer ertönt sofort. Ich betrete das Treppenhaus und höre, wie weiter oben eine Tür geöffnet wird. Lächelnd steige ich die Treppen hinauf. Hanan wartet in der Eingangstür auf mich, freundlich geben wir uns die Hand und ich stelle mich noch einmal vor. Hanan bittet mich herein. Wir gehen den Flur der Mehrzimmerwohnung entlang zum Wohn-Esszimmer. Alles ist sehr aufgeräumt, die Möbel sind dunkel, Grünpflanzen in allen Ecken, es wirkt gemütlich. Wir setzen uns an den Esstisch und sie bietet mir etwas zu trinken an. Ich nehme Wasser; später geht sie in die Küche zum Tee kochen. Ich warte, schaue mich um: Lexikabände, deutsche Wörter- und Grammatikbücher, hinter mir ein PC und eine Nähmaschine. In der Vitrine kleine Pokale mit Fußball spielenden Jungen. Hanans Mann sitzt zu Anfang des Interviews kurz bei uns, er ist gerade von der Arbeit gekommen. Zwischendurch macht er sich frisch und ist dann nach etwa nach zwei Dritteln des Gesprächs wieder bei uns. Hin und wieder wirft er dann auch eine Bemerkung ein.

Hanan schaut gleich bedenklich, als ich das Aufnahmegerät raushole, und sagt, dass sie nicht aufgenommen werden möchte. Ich kann sie nicht überzeugen, dass nur ich das Band hören werde, dass davon nichts veröffentlicht wird. „Wegen der Sprache“, sagt sie. Ihr scheint es unangenehm zu sein, dass ihre sprachlichen Unzulänglichkeiten aufgenommen werden, womöglich wörtlich zitiert werden. Ich mache also Notizen, manchmal schreibe ich einen genauen Wortlaut auf. Ich versuche, Hanan trotzdem meine Aufmerksamkeit zu schenken, stelle zu Anfang häufiger Fragen als später, als sie in längeren Passagen erzählt. Je länger wir uns unterhalten, desto gelassener wird sie. Sie erzählt gerne. Sie wirkt trotz der

Probleme, die sie schildert, lebensfroh. Sie lacht oft und unterstreicht das Erzählte mit ausladenden Gesten. Man merkt ihr kaum an, dass sie erst 2000 nach Deutschland gekommen ist; ihr Deutsch ist fast perfekt. Sie arbeitet auch hart dafür, absolviert immer wieder Sprachkurse und hat den festen Willen, sich noch weiter zu verbessern. Als ihr Mann mir erzählt, dass sie beide studiert haben, wird mir klar, warum Hanan so viel Wert auf Sprache und Weiterbildung legt. Sie war, berichtet sie, sogar Schulleiterin. Nur ließ sich damit in ihrer Heimat Irak nur wenig Geld verdienen. Ihr Mann ist nie als Akademiker tätig gewesen. Und ihr Einkommen hat dann noch nicht einmal gereicht, um die Miete zu bezahlen. Sie hatten schon ihre drei Söhne, als ihr Mann als politisch Verfolgter nach Deutschland flüchten muss. Ihm wird Asyl gewährt. Aber das Leben wird zunehmend schwerer für die Familie. Für die in der Heimat Zurückgebliebenen genauso wie für den Ehemann in der Fremde. Vier lange Jahre versucht er, die Genehmigung für eine Familienzusammenführung zu bekommen. Doch vergeblich. Schließlich sehen sie keine andere Lösung mehr, als illegal nach Deutschland einzureisen. Ein gefährliches und kostspieliges Unternehmen. Für Hanan ist die Entscheidung schwer, sie hat schreckliche Angst vor dem fremden Land, den fremden Menschen. In ihrer Heimat erzählt man sich „schlimme Geschichten“ über das Leben als Ausländer in Deutschland und über die Deutschen. Diese, so hört sie immer wieder, würden Ausländer nicht mögen. Sie hat Angst, weiß nicht, was auf sie und ihre Kinder zukommt. Doch der Wille, wieder eine Familie zu sein, ist stärker. Sie können das Getrenntsein kaum noch ertragen. Besonders ihr Mann leidet darunter, in dem fremden Land allein zu sein.

Als Hanan mit ihren drei kleinen Kindern in Deutschland ankommt, ist es Nacht. Die ersten Tage und die Auseinandersetzungen mit den Behörden müssen schrecklich gewesen sein. Nur kurz spricht sie über ihren Aufenthalt in den Asylantenheimen. Denn sie haben Glück, viel Glück: Schon nach wenigen Wochen dürfen Hanan und die Kinder zu ihrem Mann ziehen. In eine Ein-Zimmer-Wohnung. Doch die Enge der Wohnung ist nebensächlich: Hauptsache, die Familie ist endlich wieder zusammen. Die ersten Wochen in Deutschland haben trotzdem ihre Spuren bei Hanan hinterlassen: Sie, die so resolut, zupackend und kämpferisch wirkt, lässt die Schultern hängen, spricht man sie auf deutsche Behörden an: „Eine Katastrophe!“ Noch heute hat sie Angst, Behördengänge zu machen. Besonders zum Ausländeramt. Da kommen ihr vorher immer wieder die Tränen. Doch sie weigert sich nicht, sie reißt sich zusammen und geht zum Amt. Trotz aller Angst. Was wird dieses Mal schief gehen? Wo könnte ein Missverständnis liegen? Welche Unterlagen könnten fehlen? Und: Hoffentlich ist ihre Sachbearbeiterin gut gelaunt. Dies ist ein Punkt, den sie überhaupt nicht verstehen kann: Warum die Leute, die auf den Ämtern arbeiten, nie lächeln. Wenn einem Antrag nicht stattgegeben werden kann, weil es die Gesetzeslage nicht erlaubt, so könne sie das verstehen. Es sei kein Grund, böse auf sie zu sein. Kein Grund, ihr die Ablehnung mit böser Miene mitzuteilen. Schließlich könnten ja weder sie noch die Sachbearbeiterin etwas für die Gesetze. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus: Missverständnisse werden persönlich genommen und die Sachbearbeiter sind verärgert. Und zeigen das den ihnen gegenüber sitzenden Menschen offen. Wie oft hat Hanan schon den Satz gehört: „Bis wann, weiß ich nicht.“ Nicht nur von deutschen Behörden, auch von der Botschaft ihres Heimatlandes. Warten prägt den Alltag der Familie. Niemand kann ihnen sagen, wann bestimmte Unterlagen ankommen oder Anträge bewilligt sein könnten. Doch sie kämpfen weiter. In der Hoffnung, dass sich das Weitermachen eines Tages lohnen wird. Dass sie einen Tag einfach mal „sitzen und ihre Ruhe“ haben können.

Hanan möchte für sich und ihre Kinder die deutsche Staatsbürgerschaft, die ihr Mann schon hat. Sie haben bisher nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis, die immer wieder verlängert werden muss mit der Aussicht, einmal eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis bean-

tragen zu können. Die Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft ist nicht nur lang und kompliziert, sondern muss auch für Hanan und die Kinder separat geschehen. Doch die Beantragung lohnt sich trotz aller Schwierigkeiten und Ängste. Besitzen sie alle erst einmal den deutschen Pass, können sie auch endlich wieder in ihre alte Heimat reisen und Verwandte und Bekannte besuchen. Bis jetzt können sie nur per Telefon Kontakt halten. Sie machen sich jedes Mal große Sorgen, wenn schlimme Neuigkeiten über ihre Heimat in den Medien sind. Auch wenn es dort viele Probleme gibt, nicht immer alles fair verläuft, „Heimat ist Heimat“, sagt Hanan bestimmt. In Deutschland laufe auch nicht immer alles einwandfrei, aber es herrsche Frieden und Freiheit. Sie weiß das sehr zu schätzen. Überhaupt hat sich für sie nach der Ankunft hier einiges zum Guten gewendet, wurden viele der „schrecklichen Geschichten“ über Deutschland nicht wahr. Hanan hat auch einiges dafür getan, viel gearbeitet, nie aufgegeben, damit die Familie in Deutschland gut leben kann. So hat sie bald ihre Ängste vor dem fremden Land und der fremden Sprache überwunden und ihre Kinder in Kindergärten und Schulen gebracht. Als ehemalige Schulleiterin ist ihr die Bildung ihrer Kinder wichtig. Begeistert erzählt sie, dass die Betreuer und Betreuerinnen sehr nett zu ihr waren, ihr angeboten haben, dass sie ihre Kinder jeden Tag in die Vorschule begleiten könnte, weil sie in ihrer Heimat auch Lehrerin gewesen ist. Immer wieder wurde ihr Hilfe von Deutschen angeboten, besonders von Frauen. So hat sie mittlerweile viele Freunde und Bekannte aus einer christlichen Gemeinde. Dort ist man immer hilfsbereit und freundlich. Die Freundschaften werden gepflegt, man besucht sich gegenseitig. Hanan hat das oft gewundert, besonders, wenn sie sich an die „schrecklichen Geschichten“ erinnert. Eine Freundin meinte dazu einmal, das liege daran, dass sie nur religiöse Leute kennen gelernt habe, die seien nun einmal alle nett. Ihr Mann relativiert das, er meint, es gebe solche und solche Leute. Sie hätten eben auch viel Glück gehabt, sich aber auch viel Mühe gegeben. Eine gute Sprachbeherrschung war für Hanan das wichtigste Annäherungsmittel an Deutschland. Mittlerweile spricht sie so gut Deutsch, dass sie Alphabetisierungskurse für „Ausländer“ gibt, die von der christlichen Gemeinde ihres Wohnortes organisiert werden. In der Gemeinde habe man ihr geraten, erst alles zu probieren, um einen guten Job zu finden, bevor sie ‚nur‘ als Reinigungskraft arbeitet. Hanan hat ihre Sprachkenntnisse unterschätzt, wollte bescheiden sein und dachte früher, sie könnte nur eine Putzstelle bekommen. Heute unterrichtet sie mehrere Gruppen. Mit Erfolg, wie sie sagt, die Teilnehmer seien sehr zufrieden.

Als das Gespräch sich dem Ende zuneigt, ich keine Fragen mehr habe und ihr nichts einfällt, was sie noch gerne erzählen würde, packe ich Bleistift und Block weg. Erleichterung macht sich breit, Hanan und ihr Mann entspannen sich. Wir machen aus, dass ich ein Pseudonym für sie gebrauche, keine Orte nenne und wenige Daten über ihre Lehrtätigkeit und ihre Freunde und Bekannten veröffentliche. Sie hat große Angst, wiedererkannt zu werden. Ich verstehe nicht genau, wovor sie Angst haben könnte. Sie kann doch sehr stolz auf sich und ihre Familie sein, die ein Musterbeispiel der Integration darstellt. Sie bemühen sich, Deutsch perfekt zu beherrschen, beide Elternteile versorgen die Familie finanziell, liegen dem Staat also nicht ‚auf der Tasche‘, die Kinder gehen zur Schule und spielen Fußball im lokalen Verein. Sie alle haben deutsche Freunde und Bekannte. Und Hanan hat trotz aller Probleme und Schwierigkeiten nie aufgegeben. Sie hat ihre Ängste überwunden und immer weiter gekämpft. Sie scheint eine starke Frau zu sein, die ihre Ziele kennt. Eine selbstbewusste Frau, die mittlerweile weiß, was sie kann und was sie will. Es müsste ein Leichtes sein, zu einem solchen Leben zu stehen und stolz darauf zu sein, so viele Hürden gemeistert zu haben. Doch Hürden und Schwierigkeiten verlangen meist Umwege, manchmal auch Tricks, und sicher wird man oft verletzt. Vielleicht liegen hier die Gründe dafür, dass Hanan ihre Anonymität auf jeden Fall sichern will. Auch bei dem zweiten Treffen, das entspannt und

herzlich abläuft, geht sie trotz meines Nachhakens kaum darauf ein. Sie erklärt noch einmal, dass sie wegen ihrer Tätigkeit als Lehrerin unerkannt bleiben möchte. Auch wenn Hanan nicht weiter über diesen Aspekt reden will, so unterhalten wir uns dennoch sehr angeregt über Religion, Probleme von Asylbewerbern, Freundschaft und Kinder. Hanan ist eine anregende und herzliche Person. Ich bin sehr froh, auf diesem Wege ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und hoffe, dass wir weiterhin Kontakt haben werden.

„Niemand kann sich vorstellen, wie es ist ...“

Kaja vom Orde

Auf dem Weg zu der Wohnung meiner Interviewpartnerin war ich spürbar nervös: Ich hatte bisher weder ein Wort mit ihr gewechselt, noch wusste ich, was mich erwarten würde. Denn aufgrund ihrer nur geringen Sprachfertigkeit im Deutschen war der Kontakt zwischen uns durch eine dritte Person vermittelt worden, die uns auch während des Interviews als Übersetzerin zur Seite stehen sollte. Ich war unsicher und überlegte, was für eine Lebensgeschichte mir offenbart werden würde. Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf, so z. B., ob ich meine Fragen verständlich stellen und nicht zu persönlich werden würde und ob ich angesichts der anwesenden Übersetzerin überhaupt eine Verbindung zu meiner Interviewpartnerin würde aufbauen können. Die Übersetzerin, eine Verwandte von mir, die gleichzeitig eine gute Freundin der Interviewten ist, beruhigte mich und gab mir zu verstehen, dass die junge Frau, die ich interviewen wollte, genau so nervös sei wie ich selber. Als wir ankamen, wusste ich anfangs nicht, wie ich mich verhalten sollte. Die Übersetzerin und meine Interviewpartnerin begrüßten sich herzlich. Ich jedoch, die in den Händen ein kleines Gastgeschenk hielt, wusste nicht, ob ich sie auch umarmen oder ihr nur die Hand geben sollte. „Der erste Kontakt macht viel aus“, dachte ich mir, „und entscheidet darüber, wie die Befragung verlaufen wird.“

Mein erster Eindruck von meiner Interviewpartnerin, nennen wir sie Fatima, war der einer charmanten, sehr offenen und modernen Frau. Sie bedankte sich für mein kleines Mitbringsel und führte mich in ein stilvoll eingerichtetes Wohnzimmer. Sie setzte Tee auf und wir begannen, uns etwas näher kennen zu lernen. Ich versicherte ihr, dass ihre Anonymität gewahrt sein würde und sie nichts zu befürchten hätte. Nach ca. 30 Minuten begannen wir dann mit dem offiziellen Interview. Während des Gespräches war es für mich sehr schwer, das Gesagte einschätzen zu können. Ich wollte mit meiner Interviewpartnerin eine Vertrauensbasis aufbauen, doch dies war mit der zwischengeschalteten Übersetzerin nicht richtig möglich. Das Interview setzte sich quasi aus zwei Parallelgesprächen zusammen: dem Austausch zwischen der Übersetzerin und der Interviewten sowie der Übersetzerin und mir selbst. Dennoch war die Anwesenheit der Dolmetscherin äußerst hilfreich: Da wir sie beide gut kannten, konnten wir durch sie auch einander vertrauensvoll begegnen. So sagte Fatima am Ende auch selber, dass sie wohl nicht so offen über ihr Leben und ihre Erfahrungen gesprochen hätte, wenn die Übersetzerin nicht dabei gewesen wäre. Bei der Verabschiedung war die anfängliche Zurückhaltung verflogen und wir umarmten uns herzlich. Ich darf jederzeit wiederkommen und an dieser Stelle sei gesagt: „*Vielen Dank!*“

Im Jahre 1996 ist Fatima mit einem falschen Pass in Hannover nach Deutschland eingereist. Heute, 12 Jahre später, erinnert sie sich nur noch vage an die damaligen Gescheh-

nisse. In jungen Jahren war Fatima als Kurdin in der Türkei politisch verfolgt worden. Um ein neues Leben zu beginnen, wagte sie die Reise nach Deutschland. Doch der Anfang war nicht leicht, und ohne die Hilfe von Verwandten wäre sie wohl kaum mit der damaligen Situation zurechtgekommen. Sie war damals eine junge Mutter von 17 Jahren, die ihren sechs Monate alten Sohn und ihren Ehemann zurücklassen musste, um ihrer eigenen Notsituation zu entkommen. Und obwohl sie wusste, dass ihre Familie baldmöglichst nachkommen würde, waren Angst und Einsamkeit in der Fremde ihr stetiger Begleiter.

Gemeinsam mit ihrem Onkel und ihrer Tante, die ihr mit Rat und Tat zur Seite standen und selber ein Asylverfahren in Deutschland hinter sich hatten, stellte sie einige Tage nach ihrer Einreise bei der Ausländerbehörde in Bremen einen Asylantrag. Auf der Behörde wurde Fatima ein kurdischer Dolmetscher zur Seite gestellt, um ihr zu ermöglichen, ihre Geschichte zu erzählen. Dann jedoch war sie für alle weiteren Formalitäten auf sich allein gestellt. So sagt sie: „[...] wie tausend andere Asylbewerber auch, [...] du kennst die Sprache nicht. Und wenn du Glück hast, findest du einen, der dir hilft, der dir sagt, jetzt musst du das und das machen. Ansonsten musst du dich irgendwie durchpauken.“ Ohne zu wissen wie ihr geschah, wurde von der Zentrale ein Wohnortwechsel in ein Asylantenheim in Helmstedt angeordnet. Sie war jung und hatte Angst. Sie wünschte sich, dass jemand von den Beamten ihr damals gut zugesprochen und gesagt hätte: „Alles wird gut und du brauchst keine Sorgen zu haben“. Doch stattdessen wurde sie einfach abgefertigt. Schließlich wurde sie mit einem Zettel in der Hand, auf dem ihre neue Wohnadresse stand, entlassen. Dies war die Hilfe, die sie von den deutschen Behörden bekommen hatte.

Ich kann mir ausmalen, wie schwer es für Fatima gewesen sein muss: Ein junges Mädchen, allein, in einem fremden Land, ohne die Sprache zu beherrschen, nur mit einem Zettel in der Hand, auf dem Helmstedt stand, weder zu wissen, wo sich diese Stadt befindet, noch wie sie dort hingelangen sollte. Mit Hilfe ihrer Verwandten erreichte sie ihr Ziel, doch ohne sie wäre es wohl kaum möglich gewesen. Heute sagt sie, dass das Asylantenheim in Helmstedt gut war, denn sie hat später noch viel Schlimmeres erlebt. In Helmstedt lebte sie in einem Heim, das 7 km von dem nächsten Supermarkt entfernt war und ohne eine Verkehrsanbindung mitten in einem dichten Wald verborgen lag. Jedoch wohnte sie in einem Trakt mit anderen kurdischen Familien zusammen, die ihr ein Stück Heimat vermitteln konnten.

Drei Monate nach ihrer Einreise folgte ihr Mann, der sich bei der Ausländerbehörde in Bielefeld meldete und daraufhin in ein Asylantenheim nach Essen gebracht wurde. Ein Jahr dauerte es, bis schließlich der kleine Sohn von Fatima über gefährliche, schwarze Wege mit Hilfe seiner Großmutter und Schleppern nach Deutschland kam. Beinahe wäre er unterwegs auf dem strapaziösen Weg gestorben, und so war sie noch glücklicher, ihren Sohn endlich bei sich zu haben. Fatima, die mittlerweile ein Jahr in dem abgeschiedenen Heim gelebt hatte, beantragte nun bei den Behörden eine Familienzusammenführung. Bald darauf sollte die kleine Familie in dem Asylantenheim in Essen leben, doch besser sollte es nicht werden.

Die Wohnstätte in Essen war laut Fatima „furchtbar“. Die sanitären Anlagen befanden sich auf dem Hof und waren schmutzig und menschenunwürdig, sogar in den Waschbecken befanden sich Fäkalien, so dass sie es nicht wagte, ihr Baby in dem Bad, in dem es womöglich vor Krankheitserregern wimmelte, zu baden. In diesem Heim lebten überwiegend junge Männer verschiedener Nationalitäten, vor allem, wie Fatima aussagt, „Zigeuner und Schwarze“. Die einzige Aufsichtsperson war ein Hausmeister, der es aus Angst vor den Unruhestiftern, die bis spät in die Nacht tranken und Lärm veranstalteten, nicht schaffte, Ruhe und Ordnung in das Heim zu bringen. Da Fatimas Mann derweil eine Schwarzarbeit gefunden hatte und sie dadurch mit dem Kind den ganzen Tag alleine war, verschloss sie die Tür ihres

kleinen Zimmers und wagte nicht, es zu verlassen. Aber auch in ihrer offiziellen Bewegungsfreiheit war sie eingeschränkt. So durfte sie sich, den deutschen Gesetzen zufolge, nur ca. 100 km von ihrem Wohnort entfernen. Zudem musste finanziell sparsam gewirtschaftet werden, da ihnen pro erwachsener Person zu jener Zeit lediglich 350 Mark zur Verfügung standen. Durch die Isolation war es schwer, Kontakte mit anderen zu knüpfen. Fatima plagten tagtäglich Gedanken über ihr Leben, ihre Zukunft in Deutschland. Zweifel kamen auf, ob alles richtig war, und ob sie jemals wieder ein normales Leben führen würde.

Drei Jahre nach ihrer Flucht wurde Fatima als Asylberechtigte anerkannt und konnte sich entscheiden, ob sie weiterhin einen türkischen Pass behalten wollte oder einen Asylantenpass, der ihr und ihrer Familie die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland zusicherte. Da sie sich bereits ein Leben in Deutschland aufgebaut hatten – mittlerweile hatte Fatima auch einen zweiten Sohn bekommen – und es in der Türkei keine Arbeit und Zukunft für sie gab, entschieden sie sich für den Asylantenpass. Ab diesem Moment konnte sie mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen ein Leben abseits von Asylantenheimen, Bewegungsverbots und Einschränkungen beginnen.

Ihr Weg führte Fatima von der Türkei nach Deutschland, über Hannover, Bremen, Helmstedt, dann Essen, und letztendlich H., wo sie noch heute mit ihrer Familie wohnt. Doch auch jetzt, 12 Jahre nach ihrer Flucht aus der Heimat, führt sie noch immer ein Leben, das von Sorgen und Ungewissheiten gezeichnet ist. Fatima erzählt, dass sie vor drei Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft beantragt hat. Doch dies wurde von den Behörden abgelehnt, da in ihrem polizeilichen Führungszeugnis ein negativer Vermerk über eine geleistete Unterschrift aufgetaucht war. Sie erwähnt lediglich, dass sie von ihren eigenen Landsleuten um diese Unterschrift gebeten wurde. Wann und bei wem genau sie was unterschrieben hat, wird aus der Erzählung nicht deutlich. Sie vermutet jedoch, dass sie sich mit der Unterschrift unwissentlich zur PKK-Mitgliedschaft bekannt hat.

Ihr Mann hatte vor einigen Jahren aufgrund der Krankheit seiner Mutter, die in der Türkei lebt, einen Antrag auf die Umschreibung seines unbefristeten Asylantenausweises in einen türkischen Pass gestellt und letztendlich auch bewilligt bekommen. Fatima weiß jedoch nicht genau, wie dies vonstatten ging und wie es möglich ist, dass ihr Mann als Einziger ohne Probleme als Asylant und somit Flüchtling in die Türkei einreisen kann. Deutlich sagt sie „[...] frag mich nicht, ich verstehe das selber nicht.“ Zusätzlich erklärt sie, dass sie selber keinen türkischen Pass bekommen dürfe, da sie damit sofort in ein türkisches Gefängnis überführt werden würde. Die Folge der Aktion ihres Mannes ist, dass er nicht mehr die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland besitzt und, da er auch nicht die deutsche Staatsbürgerschaft innehat, nun jährlich sein Aufenthaltsrecht verlängern lassen muss. Mittlerweile hat jedoch der deutsche Staat die Verlängerung seines Aufenthaltsrechts abgelehnt. Seine einzige Möglichkeit, einer Abschiebung zu entkommen, bestünde jetzt noch in der Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft. Heutzutage muss man dafür jedoch einen Deutschkurs besuchen und eine Prüfung ablegen. Fatima erzählt, dass es ihm aber von Grund auf schwer fällt, eine Sprache zu erlernen, da er keine Schulbildung hat. Schuldgefühle bedrücken Fatima, und sie sagt von sich aus, dass sie alles erschwert hat. Hätte sie die Unterschrift nicht geleistet, hätten sie und ihre Familie damals die deutsche Staatsbürgerschaft bewilligt bekommen. Und auch wenn ihr Eintrag im polizeilichen Führungszeugnis mittlerweile gestrichen wurde, ist der Weg zum Erhalt der deutschen Staatsbürgerschaft inzwischen durch neue Gesetze erschwert worden. „Es kommt sowieso tagtäglich ein neues Gesetz heraus. Du weißt gar nicht mehr, was Sache ist.“

Sie war sich wohl kaum der Auswirkungen, die die damalige Unterschrift nach sich ziehen würde, bewusst. Heute natürlich, wo sie diese Auswirkungen erlebt hat, ist es ver-

ständig, dass sie vorsichtig bei ihren Äußerungen gegenüber Fremden ist. Da mir schon im Voraus erzählt wurde, dass Fatima von ihren Bekannten und ihrer Familie vor diesem Interview gewarnt wurde, da man nie wisse, an wen die Informationen gehen, ist es noch verständlicher, dass sie manche Dinge lieber undurchschaubar lässt und keine direkten Aussagen trifft. An vielen Stellen sagt Fatima somit, dass sie sich nicht mehr genau an Geschehnisse von früher erinnern würde. „Man vergisst das, man verdrängt das natürlich.“ Ob dies wirklich Fakt ist oder nur ein Schutz, sei offen.

Aus dem Interview geht hervor, dass Fatima weder detailliert rekonstruieren kann, wie das gesamte Asylverfahren genau abgelaufen ist, noch dass sie weiß, ob ihr Verfahren wirklich abgeschlossen ist. Auch ihr Status der Asylberechtigten, der in ihrem Pass aufgeführt ist, ist ihr weitgehend unbekannt. Ihr Unwissen bezüglich des Asylverfahrens kann natürlich auch mit ihrem sprachlichen Defizit zusammenhängen. Wahrscheinlich hatte sie damals die Dokumente und Gespräche bezüglich ihres Verfahrens, bedingt durch die Sprachbarrieren, nicht verstanden. Es wird deutlich, dass Fatima sich selber oftmals als unwissende, ängstliche junge Frau darstellt. Mir erscheint sie jedoch als eine starke Frau, die schon in jungen Jahren viele schwere Situationen gemeistert hat. Obwohl sie keine positiven Erinnerungen an die Zeit im Asylantenheim hat, meint sie, darüber mittlerweile ganz locker reden zu können. Es sei „halt nur 'ne sehr schlimme Zeit gewesen“, und jedes Mal, wenn sie heute in ihre Wohnung komme, sage sie dreimal Danke, dass sie nun so ein Leben habe. Sie tritt heute als glückliche Frau mit einem warmen Lächeln auf, doch natürlich haben die letzten Jahre sie gezeichnet.

Fatima sagt, „[...] viele Leute können sich das gar nicht vorstellen. Selbst wenn du das erzählst, sie haben das nicht gelebt. Niemand kann sich vorstellen, wie es ist [...]“.

Auch die neuesten Entwicklungen zeigen, dass ihr langer Kampf um ein gesichertes, sorgenloses Leben weiterhin andauern wird. Bei unserem zweiten Treffen, nur einige Monate nach unserem Interview, erzählte Fatima mir, dass nun auch für sie und ihren älteren Sohn das Asylrecht in Deutschland aufgehoben wurde. Lediglich ihrem jüngeren, in Deutschland geborenen Sohn wurde der Aufenthalt weiterhin gestattet. Grund sei, laut der deutschen Behörde, dass für Fatima und ihre Familie in ihrem Herkunftsland keine Gefahr mehr bestehe. Wie es weitergehen wird und welche Strapazen womöglich noch auf sie zukommen werden, will Fatima sich nicht ausmalen. Wichtige Anschaffungen wie ein Herd oder eine Waschmaschine werden nicht mehr vorgenommen, denn sollten sie wirklich zurück in die Türkei gehen, wird jeder gesparte Cent vonnöten sein. In ihrem Gesicht sieht man nun nicht mehr Freude, sondern die Anspannung und die Angst davor, dass jeder Tag ihr letzter in Deutschland sein könnte.

„Deutschland, eine gute Gelegenheit!“

Anna Schaffrath

Es ist ein Sonntagnachmittag. Ich bin mit Amo zu einem Interview verabredet und ziemlich nervös. Es wird mein erstes Interview sein. Eigentlich hatte ich vor, Amos Frau, die ich noch von früher kenne, zu befragen. Doch Adesina legte mir bereits am Telefon nahe, lieber ihren Mann zu interviewen. Nun stehe ich also vor der Tür und damit kurz vor einem Wiedersehen mit Adesina – nach fast 15 Jahren. Ich klingele. Die Tür öffnet sich und ich werde von Amo, Adesina und ihren drei Kindern empfangen. Es ist ein schönes Wiedersehen. Wir sitzen zusammen im Wohnzimmer auf der Couchgarnitur und reden über damals und heute. Die Tochter bringt mir eine Tasse Tee. Nach etwa einer halben Stunde setzen Amo und ich uns an den Esszimmertisch. Wir wollen mit dem Interview beginnen. Ich bin immer noch nervös. Ich erkläre Amo nochmals, worum es geht, und lege das Diktiergerät in die Mitte des Tisches. Dann stelle ich meine erste Frage: „Also, als Erstes würde ich gerne wissen, was dich damals hier nach Deutschland geführt hat, also aus welchen Gründen du gekommen bist und woher und wann, mit wem ... so was alles“ und denke sogleich „Oh nein, die Frage war viel zu lang.“

Amo, 52 Jahre, aus Nigeria, beginnt, von seiner Ankunft und seinem Leben in Deutschland zu erzählen. Zunächst stockend, doch dann nimmt er das Gespräch mehr und mehr in seine Hand und erzählt frei von sich aus. Amo wurde in seiner Heimat politisch verfolgt. Mit falschen Papieren musste er sein Land verlassen und kam Ende 1990 nach Deutschland, „ganz alleine“. Amo möchte nicht über seine Situation damals in Nigeria sprechen. Er sagt: „Das ist schon vorbei.“ Er hat damit abgeschlossen und möchte nicht mehr soviel darüber nachdenken. Lieber erzählt Amo von seinen Erlebnissen in Deutschland. Er beginnt mit seiner Ankunft am Frankfurter Flughafen. Eigentlich hätte er schon dort am Flughafen den Antrag auf Asyl stellen müssen. Das weiß er heute. Amo aber fuhr nach Aachen und stellte den Antrag bei der Stadt. „Der erste Tag war sehr, sehr schlimm, weil es gab keinen Platz für mich zum Schlafen.“ Er musste seine erste Nacht in Deutschland draußen verbringen, bei winterlichen Temperaturen, die er von Nigeria nicht gewohnt war. Am zweiten Tag wurde Amo zur Stadt Baesweiler geschickt. Dort bekam er zunächst eine vorübergehende Unterkunft, bis er nach einigen Tagen seinen ersten offiziellen Schlafplatz bekam, „meine erste Wohnung“. Ein Zimmer, das Amo sich mit elf anderen teilen musste. Ein Zimmer mit sechs Etagenbetten. „Das war mein erster Schock“, sagt Amo heute. Für etwa zehn Monate lebte Amo dort. Dann bekam er eine neue Unterkunft. Ein Zimmer, das sie sich diesmal zu viert teilten. Amos Erinnerungen an diese Wohnung sind nicht besser als an die erste. Er erklärt mir, dass er damals, als er nach Deutschland kam, nicht viel erwartet habe, außer seine Freiheit zu erlangen. Aber „solches Zusammenwohnen“ hatte er nicht erwartet.

Ich frage Amo, wie sein Asylverfahren weiter verlief und welche Erfahrungen er währenddessen machen musste. Er erläutert, dass man sich ab Antragsstellung in sogenannter ‚Anerkennungserwartung‘ befindet. Nach etwa acht Monaten musste er zu einer Befragung im Rahmen des Asylverfahrens nach Zindorf in Bayern. Detailliert beschreibt Amo die Fahrt mit dem Zug von Aachen nach Zindorf, nennt Umsteigestationen und Uhrzeiten. „Dort müssen wir dieses Interview machen. Damals versteht man die Sprache nicht. Man kann nur grüßen, ‚Gute Tag‘ sagen, aber unterhalten kann man sich nicht.“ Es gab einen englischen Dolmetscher. Amo erzählt in Gegenwartsform: Ein Interview dauere anderthalb bis drei Stunden, abhängig von dem, was die Asylbewerber zu berichten haben. Nach einer Pause

wird das Gesagte noch einmal vorgelesen und muss durch eine Unterschrift des Asylbewerbers bestätigt werden. „Danach warten wir auf das Ergebnis des Interviews.“ Meistens sei das Ergebnis negativ. „Die glauben nicht“, sagt Amo. Man wird nicht anerkannt und muss Deutschland verlassen. Auch Amo bekam einen negativen Bescheid per Post. Er legte mit einem Rechtsanwalt Einspruch ein. Daraufhin folgte wieder eine Zeit des Wartens. Warten auf einen Gerichtstermin. Für Amo dauerte diese Wartezeit acht Jahre. Während dieser Zeit, erzählt Amo, war es ihnen gesetzlich untersagt, einen Umkreis von 50 km ausgehend vom Wohnort zu verlassen. Ihre Bewegungsfreiheit war stark eingeschränkt. Hinzu kam, dass man das erste Jahr keine Arbeitserlaubnis bekam. Die einzige Möglichkeit etwas zu tun war, einen Deutschkurs an der Volkshochschule zu besuchen.

Amo erzählt, dass es damals kein guter Zeitpunkt gewesen war, nach Deutschland zu kommen. Er erinnert sich: „Zu Hause zu bleiben, nur Geld zu kriegen und zu essen, ohne dafür etwas zu tun, das macht den Kopf tot. Das macht das Leben so kaputt.“ Amo führt in diesem Zusammenhang das Sprichwort „An idle mind is the devil's workshop“ an und erklärt, dass schon viele Menschen vom Nichtstun in die Kriminalität abgerutscht sind. Immer wieder in unserem Gespräch wird deutlich, dass Amo sehr viel Wert darauf legt, dass man etwas tut und dass man sich für verschiedene Interessen engagiert und einsetzt, besonders für die Gemeinschaft. Dementsprechend nahm Amo selbst die schwierige Situation der erzwungenen Untätigkeit auch nicht einfach tatenlos hin. Er versuchte, die Situation zu verändern. Gemeinsam mit anderen Asylbewerbern kam es zu einem Treffen mit der Stadtverwaltung. Sie schlugen vor, im Ausgleich für die Sozialhilfe, die sie erhielten, für die Stadt zu arbeiten und z. B. Friedhöfe zu pflegen, Straßen zu kehren oder andere gemeinnützige Tätigkeiten zu verrichten. Doch die Stadtverwaltung lehnte damals ab. „Aber später“, erzählt Amo, „kommt ein System, dass jeder Asylbewerber, der Sozialhilfe bekommt, unbedingt sozial arbeiten muss.“ Und noch später, fügt er hinzu, gilt das gleiche System auch für deutsche Sozialhilfeempfänger. Dies sei heute Hartz IV. Auch wenn ihr Bemühen damals scheiterte, Amo ist überzeugt: „Das waren die Anfänge von diesem System.“

Als Amo nach einem Jahr seine Arbeitserlaubnis bekam, hatte er Glück. Er konnte als Hausmeister in dem Haus arbeiten, in welchem er wohnte. „Ich war einer von den wenigen Leuten, die die Möglichkeit hatten, zu arbeiten.“ Er erklärt, dass die Arbeitserlaubnis damals noch lange keine Arbeit bedeutete. Es war lediglich ein gelbes Papier, mit dem sich die Asylbewerber bei Firmen vorstellen konnten und wie jeder andere Arbeitssuchende nach einer Beschäftigung fragen konnten. Wurde ihnen allerdings ein Arbeitsplatz angeboten, wurde vom Arbeitsamt zuerst überprüft, ob es nicht einen Deutschen oder einen anderen Europäer gab, der arbeiten wollte. Erst wenn dies nicht der Fall war, hatte der Asylbewerber das Recht, die Stelle anzunehmen. Wie gesagt, Amo hatte Glück. Er arbeitete mehrere Jahre als Hausmeister, bis er mit einer Umschulung zum Industriemechaniker begann.

Während seiner Zeit als Hausmeister wurde ihm die Unsicherheit seiner Situation immer wieder vor Augen geführt. Er hatte die Aufenthaltsgestattung, die immer nur für sechs Monate Gültigkeit behielt und dann wieder neu beantragt werden musste. Amo erinnert sich: „Man kann nicht sagen, dass es Hoffnung gibt.“ Als Hausmeister des Asylantenheims hat er oft gesehen, wie Leute vom Ausländeramt kamen und Hausbewohner zur Abschiebung mitnahmen. Amo veranschaulicht diese Situation mit dem Bild von vielen Hühnern in einem Käfig: „Manchmal kommt der Besitzer und nimmt eins raus und die anderen müssen zugucken. So erwarten wir auch unsere Zeit, denn was anderen passierte, konnte auch uns passieren.“

Acht Jahre wartete Amo auf seinen Gerichtstermin. Und dann erneutes Warten auf den Bescheid des Gerichts. Während der gesamten Zeit lebte er lediglich mit einer ‚Aufent-

haltsgestattung' in Deutschland. 1998 bekam er den Bescheid des Gerichts: erneute Ablehnung. Nun war er rechtlich nur noch ‚geduldet‘. Er stellte einen zweiten Antrag in Köln. Erst im Mai 2000 erlangte Amo im Zuge eines Systemwechsels einen sichereren Aufenthaltsstatus. Amo erklärt, dass die Leute, die etwa 8, 10 oder mehr Jahre mit ihrer Familie in Deutschland gelebt und gearbeitet haben, die Aufenthaltsbefugnis bekommen sollten. „Diese Aufenthaltsbefugnis war meine erste Freiheit. Sie kam für mich erst im Jahr 2000.“ Aber auch die Aufenthaltsbefugnis musste alle sechs Monate oder zumindest alle zwei Jahre verlängert werden. Da Amo zum Jahr 2000 schon neun Jahre in Deutschland gearbeitet hatte und sozialversichert war, konnte er einen Antrag auf ‚unbefristet‘ stellen. Im November 2000 bekam Amo dann endlich die unbefristete Aufenthaltserlaubnis, die heutige Niederlassungserlaubnis. Diese haben Amo, seine Frau und seine Kinder bis heute. Sie können die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen. Für seine in Deutschland geborenen Kinder könnte Amo die deutsche Staatsangehörigkeit ganz einfach beantragen. Für ihn ist aber zunächst nur wichtig, dass die Kinder ‚gut‘ hier sind: dass sie sich in der Schule anstrengen, arbeiten und sich in die Gemeinschaft einfügen, wie er es von ihnen auch in Nigeria erwarten würde. An anderer Stelle: „Wenn unsere Kinder fertig sind, dann müssen sie auch etwas tun. Nicht einfach sitzen und Geld nehmen.“ Für sich selbst möchte Amo die deutsche Staatsangehörigkeit nicht, weil er seine Nationalität nicht aufgeben will und nicht möchte, mit einem Visum in ‚sein‘ Land reisen zu müssen. Zur doppelten Staatsangehörigkeit sagt er: „Deutschland möchte das nicht für die meisten von uns. Nur für einige Länder erlauben die das. Ich finde das nicht schön.“

Aber Deutschland habe viele gute Seiten, erzählt Amo weiter, schlechte nur sehr wenige. „Nur eine kann ich nie vergessen.“ Amo berichtet von einem Erlebnis aus dem Jahr 2001, das ihn sehr enttäuscht hat. Er wollte beim Deutschen Roten Kreuz Blut spenden und wurde abgewiesen. Der Grund der Abweisung: Er sei in Afrika geboren und aufgewachsen. Er sagte der Frau des DRKs, er könne nicht verstehen, wie ein gesunder Körper unreines Blut haben könne und wollte ein Schreiben von ihr darüber bekommen, um damit die Leute zu informieren. Die Antwort der Frau war, dass sein Mund genug wäre, um die Leute zu unterrichten. „Und das mache ich heute“, sagt Amo mir mit einem Lächeln. „Das ist mein schlimmstes Erlebnis in Deutschland.“

Eine der positiven Seiten Deutschlands ist seiner Meinung nach das Schulwesen. Er ist überzeugt, dass Deutschland allen eine Chance, eine – wie er es ausdrückt – „gute Gelegenheit“ gibt. Er kann nicht verstehen, wenn Jugendliche sagen, sie hätten keinen Bock. „Sie bringen das Land nach unten“, meint er. Kinder und Jugendliche sollten sich bemühen, gut in der Schule zu sein, nicht nur im Interesse ihrer Eltern, sondern auch im Interesse der Gesellschaft. Amo predigt dies nicht nur seinen eigenen Kindern, sondern sagt es auch Jugendlichen auf der Straße.

Das Verhältnis der Deutschen untereinander betrachtet er kritisch. Im Vergleich mit anderen Ländern ist das Leben in Deutschland sehr einsam. „Die Leute möchten immer getrennt leben.“ Wieder greift er zu einem Sprachbild, um sich auszudrücken: „Wir glauben, dass Menschen genau wie Hasen sind.“ Nach diesem Glauben gibt der Hase seinen Kindern nach deren Geburt seine Brust, und diese geben im Gegenzug ihre Brust dem Hasen zurück, wenn dieser alt ist. So wünsche er, dass viele Leute sich um die alten Menschen kümmern und auch um die Nachbarn. Aber oft schert man sich nicht um die Gemeinde, sagt nichts und schaut weg, wenn auf der Straße etwas passiert, wenn zum Beispiel Jugendliche etwas Schlechtes tun. Amo sucht nach einer Erklärung für das Verhältnis der Deutschen untereinander und meint, dass es vielleicht am Wetter in Deutschland liege. Zunächst muss ich schmunzeln. Aber dann verstehe ich seine Überlegung. Wie er bereits erwähnte, ist es in

Nigeria nie so kalt wie hier. Das warme Klima ermöglicht das ganze Jahr über den Aufenthalt im Freien und erleichtert damit die Kommunikation. Man kommt, wie Amo schildert, ständig draußen zusammen und feiert Partys. Und wenn jemand einmal nicht gesehen wird, geht man ihn besuchen. „So erfahren wir schnell, was unseren Nachbarn passiert.“ Er korreliert hier die soziale Kühle, die er in Deutschland häufig wahrnimmt, mit der klimatischen Kälte in unseren Breitengraden.

Ich habe selbst den Eindruck, dass es in anderen Ländern – allein schon in anderskulturellen Familien hier in Deutschland – einen stärkeren Gemeinschaftssinn gibt und kann Amos Empfindungen gut nachvollziehen. Es muss manchmal schwer für ihn sein, mit uns distanzierenden Deutschen umzugehen. Ich denke noch häufig an unser Gespräch und das von ihm Gesagte zurück. Ich bin beeindruckt von seiner Persönlichkeit und dem, was er geleistet hat. Es war sehr aufschlussreich für mich, das Leben in Deutschland aus seiner Perspektive kennenlernen zu können.

„Ich wollte meine Heimat nicht verlassen.“

Harald Schmidt-Hurtienne

Mehmet Yakut

Geburtsdatum nach Ausweis: 01.01.1962.

Ob das stimmt? Niemand weiß es! Geboren im – wie Karl May es in Deutschland bekannt gemacht hat – „Wilden Kurdistan“!

In der geheimen Hauptstadt von Kurdistan: Diyarbakir.

Mit 17 Jahren waren ihm Folter und Gefängnisse bekannt. In seiner Heimat hat er an der Pädagogischen Hochschule studiert. Mehrmals ist er festgenommen und verhaftet worden und vom Militärgericht von Diyarbakir zu 5 Jahren Haft verurteilt worden. Er hat keinen Militärdienst geleistet.

Als politischer Flüchtling ist er 1989 nach Deutschland gekommen.

Er wurde anerkannt und wurde im Jahr 2000 deutscher Staatsbürger; seit Ende Dezember 2004 darf er seine Heimat Kurdistan als deutscher Tourist besuchen.

Mehmet Yakut ist mit einer deutschen Akademikerin verheiratet und sie haben drei Kinder.

Die diesem Text vorangestellte biografische Skizze hat mein Gesprächspartner, Mehmet Yakut, selbst formuliert und mir nach unserem ersten Interview zugeschickt. Was wäre geeigneter als Einleitung zur Schilderung unseres Zusammentreffens und Gespräches als seine eigenen Worte? Er fasst hier zusammen, was sein Leben prägt und bestimmt: die Herkunft aus Kurdistan und sein frühes politisches Engagement, die Erfahrung von Haft und Folter mit 17 Jahren, einem Lebensalter, in dem bei uns viele der Kindheit doch näher sind als dem Erwachsenenleben, seine akademische Ausbildung und seine Flucht nach Deutschland. Seine nach elf Jahren erfolgte Anerkennung als deutscher Staatsbürger und die damit gegebene Möglichkeit, die Heimat wieder zu besuchen und seine Ehe mit einer Deutschen sowie die drei gemeinsamen Kinder als wichtigste Koordinaten seines Lebens.

Es hatte fast vier Wochen gedauert, bis ich Mehmet Yakut treffen konnte; die Kontaktaufnahme fand über seine Gattin statt, die Theologin in der evangelischen Gemeinde ist. Ich wusste nur, dass sie mit einem kurdischen Migranten verheiratet ist. Gestehen muss ich, dass mir auf meinem Fahrrad ‚das Herz bis zu den Kniekehlen durchrutschte‘, als ich an diesem stark verregneten Novembernachmittag (2007) diagonal durch die Stadt radelte und dann vor einem so schönen Jugendstilhaus – eigentlich schon einer kleinen Villa – in der Schillerstraße pünktlich zum vereinbarten Interviewtermin klingelte. Was würde mich jetzt erwarten? In dieser Schillerstraße, so stellte sich heraus, lebt ein Kurde, der von Goethe als der Kosmopolit schlechthin bezeichnet worden wäre!

Ein kleines Mädchen öffnete, bat mich hinein und führte mich ins Wohnzimmer, wo mich der Vater Mehmet schon erwartete. Wie ‚vom Donner gerührt‘ starteten wir uns an und uns entfuhr ein erstauntes: „Ach – du bist das!“ Auf unseren Gesichtern breitete sich Wiedersehensfreude aus und wir begrüßten uns fröhlich mit festem Händedruck. Mehmet und ich kannten uns bereits seit einigen Jahren flüchtig, denn wir hatten uns schon einige Male bei den ‚Südamerika-Treffen‘ (Peru/Paraguay) in der evangelischen Gemeinde unserer Stadt getroffen und kurze Gespräche geführt, ohne zu wissen, wer der jeweils Andere eigentlich war. Ich wusste nur, dass ‚er‘ Mehmet hieß und leidenschaftlich fotografierte, um die latein-amerikanischen Partner der evangelischen Gemeinde mit Erinnerungsfotodokumenten zu beschenken. Natürlich duzten wir uns sofort und führten das Gespräch in dem großen und elegant eingerichteten Wohnzimmer, das teilweise den Eindruck einer geräumigen Bibliothek machte, und in dem Kunst- und Wohnelemente zweier unterschiedlicher Kulturen harmonisch ineinander übergangen und nahezu verschmolzen.

Mehmet ist ein Mann von über 1,80 Meter Körpergröße, dabei schlank und rank, athletisch; während des Interviews unterstreicht er seine Aussagen, seine Ausführungen, mit lebhafter, aber keineswegs übertriebener Gestik; sein Gesicht zeigt ein nuanciertes Minenspiel.

Sein Weg nach Deutschland war steinig. Im Jahre 1989, im Mai, ist er illegal mit falschem Pass und falscher Identität als Asylsuchender nach Deutschland gekommen. Nach 6 schweren Monaten wurde er als Asylant anerkannt. Der Grund für das Verlassen seiner Heimat Kurdistan liegt in seiner frühen Vergangenheit: Schon mit 13 oder 14 Jahren war er politisch aktiv; mit 17 Jahren wurde er festgenommen und verhaftet, weil er Flugblätter mit politischem Inhalt verteilt hatte. Auch in den folgenden Jahren wurde er häufig festgenommen und diverse Male verhaftet oder auch einfach nur schikaniert. „Am 12. September 1980 haben die 5 Generäle in der Türkei einen Militärputsch initiiert und durchgeführt. Danach“, hebt Mehmet hervor, „war das Leben in der Türkei sehr schwer geworden, und besonders für uns Kurden.“

Das zentrale Problem der Kurden besteht darin, dass sie ein Volk ohne eigenen Staat sind bzw. – so wie die in der Türkei lebenden Kurden – einem Staat angehören, der diejenigen verfolgt, die sich für ein unabhängiges Kurdistan aussprechen. „Für die Welt existieren die Kurden nicht und unser Land Kurdistan eigentlich auch nicht“, kommt es verbittert aus Mehments Mund. Auch in Deutschland wird die kurdische Nationalität negiert und verleumdet. Bei seiner Ankunft in Deutschland stellten ihm die Behörden einen türkischen Dolmetscher zur Seite, den er als Kurde jedoch ablehnte. Schließlich brachte man ihm einen Dolmetscher aus dem syrischen Kurdistan.

„So ist es ja überall bei den Ämtern und Behörden. Es gibt ja keine Kurden. Die akzeptieren uns nur als Türke, Araber oder Perser. Das ist unser Problem!“, ereifert sich Mehmet.

Ich bitte Mehmet, noch einmal zum Ausgangspunkt, zur Entscheidung für seine Flucht aus seiner Heimat, zurückzukehren. „Ich wollte meine Heimat nicht verlassen, obwohl gegen mich mehrere Strafprozesse bei den Militärgerichten im Gang waren. Ich habe 1982 angefangen zu studieren. Eine Woche vor Abschluss – im Jahre 1985 – wurde ich von dem Militärgericht in meiner Heimatstadt Diyarbakir zu 5 Jahren Strafe und 2 Jahren Zwangsumsiedlung verurteilt. Trotzdem wollte ich meine Heimat nicht verlassen. Ich habe dann illegal gelebt. Im Jahr 1989 gab es dann große Razzien. Das Leben war sehr riskant und es wurde ziemlich eng für mich. Mit meinen politischen Freunden zusammen wurde entschieden, dass ich das Land verlassen und ins Ausland gehen müsste. Aber natürlich habe ich damals nicht gedacht, dass ich ins Ausland gehe und 20 Jahre und länger dableiben werde.“

Für Mehmet Yakut sind die ersten Tage nach seiner Einreise, seines „Eintritts“ in die Bundesrepublik Deutschland, nicht erfreulich, eher abschreckend, denn schon sieht er sich erneut von der „Polizei“ verhört, obwohl die „Polizeibeamten“ keine Uniformen tragen. Eigentlich will er nichts mehr mit Behörden zutun haben, besonders weil er so lange in seiner Heimat auch illegal gelebt hatte.

Aber nicht nur Schlimmes ist ihm in Erinnerung geblieben; er trifft auch „so gute Leute“, wie einen Rechtsanwalt in Essen, der seinen Asylprozess kostenlos für ihn abwickelt. Dennoch überwiegen zunächst die negativen Eindrücke, die er bis heute noch nicht vergessen hat, so z. B. auf dem Sozialamt, das er mit einem dolmetschenden Freund gleich zu Anfang aufsucht, da er dringend Geld für seinen Unterhalt benötigt. Der Sachbearbeiter nimmt das Geld aus einer Schublade und schmeißt es ihm mit einer abwertenden Geste über den Tisch hinweg zu. Mehmet bittet seinen Begleiter, diesem ‚Staatsdiener‘ zu sagen, dass er nicht als Bettler gekommen sei. Er nimmt dieses Geld nicht, lässt es liegen und geht aus dem Raum. Am darauf folgenden Tag ist der Beamte allerdings wieder anwesend und überreicht ihm die Geldsumme – jetzt aber persönlich in die Hand – und fragt ihn ganz ruhig, ob er sich beruhigt habe, was wie eine kleine Entschuldigung klingt.

Auch wird Mehmetts Bitte, bei einem Freund wohnen zu dürfen, vom Sozialamt abgelehnt und zwar mit der lapidaren Begründung, er sei ja noch nicht anerkannt! Also musste er in ein Heim ziehen, dessen hygienische Einrichtungen in einem Ekel erregenden und abstoßenden Zustand sind, so dass er sie nicht benutzt. Er hat allerdings schon viele Freunde und Bekannte, politisch tätige Menschen hier in Deutschland, die ihm dann sehr bald einen Heimplatz beim CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) in Oberhausen besorgen können, in dem er dann mehr als 3 Jahre wohnt.

Hier sei angemerkt, dass Mehmet durch die Hilfe seiner politischen Freunde schon im Dezember 1989 – also nach extrem kurzer Zeit, nach knappen 6 Monaten – anerkannt wird als Asylant, obwohl er ohne gültigen Ausweis oder Pass einreist. Er besitzt lediglich ein Dokument über ein Militärgerichtsurteil, in dem ungefähr 200 Namen von Verurteilten, unter anderen er selber, aufgelistet sind. Er gibt dem zuständigen Bundesamtbeamten, einem Richter, seinen richtigen Namen an und schildert ihm die Odyssee seiner Flucht aus seiner Heimat Kurdistan in allen Einzelheiten. Er sagt dem Richter: „Ob Sie mir glauben oder nicht, müssen Sie entscheiden!“, und der Richter glaubt ihm. Schon ganz kurze Zeit später ist alles geregelt: Er darf arbeiten, sich eine Wohnung suchen und sich frei bewegen.

Dennoch ändert sich zunächst nicht viel für ihn. Er lebt weiter mit einem Deutschen zusammen im CVJM-Heim. Sie haben keinen großen Kontakt, was Mehmet mit seinen damals noch sehr dürftigen Sprachkenntnissen begründet. Er zieht daraus die Konsequenz, sich schon am 3. Januar des folgenden Jahres an der Sprachschule anzumelden, die er 8 Monate regelmäßig besucht. Da er zu den erfolgreichen Absolventen gehört, darf er für 2 weitere Monate im Sprachlabor seine Sprach- und Sprechkompetenz trainieren und steigern.

Im Anschluss hieran besucht er noch Sprachkurse des Goethe-Institutes, die ihm 1994 die Mittelstufenprüfung ermöglichen, welche er mit Erfolg absolviert. Parallel hierzu sucht Mehmet intensiv nach einer Wohnung. „Das war fast unmöglich für Ausländer, so eine Wohnung zu finden“, erinnert er sich. Irgendwann aber erfährt er durch einen Freund von einer Frau, die eine Einzimmerwohnung anbietet, und zwar auch in Oberhausen, die er dann schließlich erhält. „Dann hatte ich eine Wohnung, ein Zimmer von 20 Quadratmetern, Klo und Dusche draußen. Das war wirklich so, als ob ich neu geboren war! Nach 3 Jahren. Da habe ich lange Jahre dort noch gewohnt!“

Eines der schmerzlichsten Ereignisse hier in Deutschland ist für Mehmet der Tod seines Vaters gewesen, der ihm am Telefon mitgeteilt wurde. Er durfte nicht zu seiner Beerdigung nach Kurdistan in die Heimat. „Das war sehr, sehr schmerzhaft und ich werde dies bis zum Ende meines Lebens nicht vergessen. Und ich wünsche niemandem, dass er so etwas erlebt.“

Im Kontrast hierzu schildert Mehmet mir aber auch seine glücklichsten Momente hier in Deutschland. Das sind einmal seine Frau und seine 3 Kinder; bei allen 3 Geburten – so strahlt er noch heute – durfte er dabei sein, und er liebt seine Familie über alles. Er ist froh darüber, dass er von Beginn seines Lebens in Deutschland an sehr viele deutsche Freunde mit ihren Familienangehörigen gewonnen hat und sehr gute Kontakte zu ihnen hat, die er pflegt, da er sie auch behalten möchte.

Mehmet hebt die Hilfsbereitschaft vieler Deutscher hervor und berichtet von zwei Frauen, die er irgendwann nach dem Weg fragte. Die eine ist mit ihm eine lange Wegstrecke zurückgegangen, da sie seine Sprachschwierigkeiten bemerkte. Sie ging mit ihm bis zur gefragten Adresse. Die zweite hilfsbereite Frau, die er aus dem Auto heraus morgens in München um ungefähr 6 Uhr nach einer Adresse fragt, läuft mit ihrem Hund zu einer Tankstelle, kauft dort eine Karte, zeigt ihm und seinen Freunden dann im Auto den gesuchten Ort und schenkt ihnen die Karte.

Mehmet Yakut ist glücklich darüber, dass er nach vielen Jahren des Kampfes 2004 endlich aus der Türkei ausgebürgert wurde: „Gott sei Dank, dass ich die türkische Staatsangehörigkeit nicht mehr habe, die ich nie wollte, da ich ja Kurde bin.“ Für ihn ist die Türkei eine fremde Macht, also hatte er immer eine fremde Staatsangehörigkeit. Er hatte immer wieder an Behörden geschrieben, sogar an den türkischen Staatspräsidenten, an den Innenminister sowie den Ministerpräsidenten, und schließlich hat er sogar die deutsche Botschaft in Ankara kontaktiert, die ihm ebenfalls keine Lösung für sein Problem anbieten konnte; man wollte und konnte ihn nicht ausbürgern, da er in der Türkei immer noch von der Polizei gesucht wurde. Mehmet kann es bis heute noch nicht verstehen, wieso er dann plötzlich 2004 ausgebürgert wurde und zwar mit der Begründung, er habe unerlaubt eine fremde Staatsangehörigkeit angenommen und habe auch keinen Militärdienst geleistet.

Das Erfreuliche an dieser Nachricht ist und war für ihn, dass er jetzt als deutscher Staatsbürger in die Türkei und nach Kurdistan reisen darf, um seine Angehörigen dort zu besuchen. Allerdings ist dies immer noch mit großen Hindernissen verbunden. Als er das erste Mal reiste, hat man ihn bei der Passkontrolle in Istanbul sofort zur Seite genommen und festgehalten. Sein Glück war, dass er sich schon vor seiner Abreise aus Deutschland bei der deutschen Botschaft gemeldet und um Schutz gebeten hatte. Deshalb standen ihm auch im Flughafen gleich einige Rechtsanwälte zur Seite, die erreichten, dass er schon nach ungefähr einer halben Stunde wieder freigelassen wurde; allerdings wurden alle seine Dokumente zuvor kopiert. Mehmet Yakut berichtet, er sei bei bisher drei weiteren Reisen sowohl bei der Ein- als auch bei der Ausreise mit derselben Prozedur schikaniert worden, und er vermutet, dass sich daran auch in der nächsten Zukunft nichts ändern wird, denn selbst

als er mit seinen Kindern in sein Heimatland reiste, hat man ihn und die Kinder auf dem Flughafen Ankara festgehalten, behindert und belästigt.

Ich bitte Mehmet, ganz kurz zu dem Bemühen der Türkei, der Europäischen Union beizutreten, Stellung zu nehmen. Er stellt voran, dass er nicht so wie die Türken oder die Europäer denkt. „Ich bin Kurde und handele wie ein Kurde, und ich denke auch wie ein Kurde!“ Er weist darauf hin, dass seine Heimat Kurdistan durch 4 andere Staaten aufgeteilt wurde, und wenn die Türkei jetzt in die EU käme, käme ein Teil Kurdistans mit in die EU, und er fragt weiter, was dann mit den anderen 3 Teilen seiner Heimat geschehen würde? „Wir kämpfen gegen die Türken, die Araber und die Perser; wir kämpfen nicht gegen die EU!“ Viele Kurden wünschten sich, die Türkei würde ein europäisches Partnerland werden, denn dann wäre für die Sache der Menschenrechte sehr viel erreicht, aber was wäre dann mit der Gesamtheit Kurdistans, fragt sich Mehmet.

Er weist darauf hin, dass die Welt weder das Kurdenproblem kennt, noch die Kurden anerkennt. Er belegt seine Auffassung mit den Problemen, die er beim Erhalt seines Sprachzeugnisses vom Goethe-Institut hatte, wo man sich weigerte, sein Land Kurdistan in das Dokument einzutragen, da es ja keine Nation Kurdistan gäbe, daher wollte man dies nicht in das offizielle Sprachdokument aufnehmen. Nach dreimonatigem Schriftverkehr haben sie es dann schließlich doch eingetragen. Mehmet sagt, die Kurden bilden eine Nation, sie sind nicht eine Ethnie, sondern mehrere Ethnien in einer Nation. Ihre Sprache ist eine indogermanische Sprache, was die meisten Europäer wider besseren Wissens nicht eingestehen wollen. „Das ist ein akademisches Problem, ein Problem der Intellektuellen. Die kurdische Sprache zeigt soviel Unterschied zur türkischen Sprache wie die deutsche zur türkischen Sprache. Die deutschen Behörden schreiben dann immer, wenn Kurden kommen, dass sie Araber, Türken oder Perser sind!“

Ich frage Mehmet, ob es noch einen sehr wichtigen Aspekt für ihn als politischen Flüchtling – also einstigen Asylsuchenden – gibt, den er noch einmal explizit ausführen möchte. Er ist erfreut über die Möglichkeit, seine Erfahrungen mit der Migrationsproblematik vertiefen zu können. Es handelt sich um das Problem des Heimwehs und auch der teilweise abstoßenden Behandlung von Asylsuchenden in fremden Ländern. Die Europäer – und auch besonders die Deutschen – müssten erkennen, dass kein Mensch seine Heimat so freiwillig verlässt; es sei sehr schwer, die Heimat zu verlassen und nicht wieder zurückkehren zu können. „Eigentlich macht das keiner. Und wenn man dann hier ankommt“ – z. B. in Deutschland – „dann muss man nicht so behandelt werden wie ein Bettler oder sich die Frage gefallen lassen 'Warum sind Sie denn eigentlich hergekommen?' und das auch noch in abwertenden Ausdrücken und schnoddriger, provozierender und respektloser Art und Weise.“ Mehmet wiederholt, dass die Flüchtlinge ja nicht „so freiwillig“ kommen. Sie kommen nicht des Geldes wegen. Er selber hatte in seiner Heimat alles, er brauchte kein Geld; er musste seine Heimat wegen der lebensbedrohlichen – politischen – Verfolgung verlassen. Er hätte überall in die Welt gehen können, trotzdem entschied er sich für Deutschland, und er habe richtig entschieden: „Wie man jetzt sieht, habe ich eine deutsche Frau und 3 Kinder, die ich liebe.“ Man müsse die Menschen, die hier ankommen oder auch in anderen Ländern landen, akzeptieren, denn sie kämen nicht aus Lust und Laune, sondern aus Verzweiflung; selbst diejenigen, die aus wirtschaftlichen Gründen kämen, hätten oft auch keine andere Wahl, als ihr Land, ihre Heimat zu verlassen, damit sie und ihre Familien überleben könnten.

Obwohl die von uns begrenzte Interviewzeit schon überschritten ist, dränge ich mein so leutseligen, fröhlichen und offenen Gesprächspartner noch weitere Fragen auf, die er gerne beantwortet. So erläutert er, dass er trotz seines pädagogischen Studiums in Agri (Ararat), das hier nicht anerkannt wurde, schon 1994-1996 eine zweijährige Umschulung

zum Werkzeugmechaniker absolviert und vor der IHK bestanden hat. Aber dann kam das erste Kind zur Welt, und da seine Frau berufstätig war, musste einer den Haushalt führen, und das war er. Freimütig gesteht er, dass er jetzt schon seit mehr als 12 Jahren als Hausmann tätig ist, und er den Haushalt gut im Griff habe. Er mache ab und zu darüber hinaus einige schriftliche oder mündliche Übersetzungen und „im Moment mache ich den Führerschein.“ Er wollte eigentlich gar nicht den Führerschein machen, da er schon in seiner Kindheit kein Interesse an Autos gehabt hätte, aber jetzt sei es unvermeidbar geworden, da die Kinder mal hier und dahin gefahren werden müssten, denn sie seien ja schon ein wenig groß, und als Hausmann brauche man auch ab und zu den Führerschein.

Abschließend stelle ich die Frage, die in mir seit vielen Tagen und Wochen große Neugierde erweckte: „Mehmet, wie sieht das denn jetzt von der Glaubensrichtung her gesehen aus? Deine Frau ist ja Christin, sie ist evangelische Pfarrerin und du bist ja, so denke ich, Moslem?“

Mehmet ist bereit, mir einen sehr schnellen – und daher überaus verkürzten – Exkurs über die religiöse Vielfalt der kurdischen Glaubensrichtungen zu geben, über die ich mich bisher leider auch noch nicht kundig gemacht hatte. Er klärt mich auf, dass es sicherlich mehr als 30 Millionen kurdische Menschen auf der Welt gibt. „Es gibt die Aleviten, die Jeziden und die Sunniten und auch die christlichen Kurden. Der jezidische Glaube findet seine Herkunft in Zarathustra. Wir alle sind Kurden. Und wir alle waren zuerst Jeziden. Viele von uns Kurden mussten um 670 [n.Chr.] unter Zwang zum Islam übertreten. Aber die meisten Jeziden haben den Islam nicht angenommen. Die Jeziden haben zwei Heilige Bücher. Beide sind kurdisch; nach dem jezidischen Glauben spricht der Gott auch Kurdisch.“

Für Mehmet stellt sich die Problematik der unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten eigentlich überhaupt nicht, denn er habe – obwohl 98-99% der Kurden Moslems sind – mit dem Glauben nicht soviel zu tun gehabt. Obwohl seine Eltern gläubige Moslems waren, hätten sie ihren Kindern viel Freiheit gelassen und keinen Druck ausgeübt, dass sie zur Moschee gingen etc.; sie seien nie gezwungen worden zu fasten, zu beten oder sonstige religiöse Riten einzuhalten. Gerade deshalb seien er und seine Geschwister gut und ziemlich frei erzogen worden.

Jetzt erstaunt es mich auch nicht, dass Mehmet Yakut die Novelle ‚Nathan der Weise‘ von Gotthold Ephraim Lessing so gut kennt und nicht nur flüchtig gelesen hat. „Wenn die Menschen der verschiedenen Religionen“ – so sagt er – „sich gegenseitig achten und ihre Glaubensüberzeugungen tolerieren, dann wird es auch Frieden in der Welt geben.“ Er hebt einen kleinen Unterschied hervor. Alle Moslems benennen Gott mit dem Namen ‚Allah‘. „Aber wir Kurden sagen nicht ‚Allah‘. Wir sind das einzige moslemische Volk in der Welt, das zu Gott ‚Xwedê‘ sagt.“ Vorsorglich hat Mehmet mir diesen Gottesnamen aufgeschrieben, denn ich hatte ihn zuvor nie gehört.

Mehmet bittet mich noch, seinen vor ganz kurzer Zeit in der ‚Dürener Zeitung‘ veröffentlichten Leserbrief mit in diese Kurzbiografie aufzunehmen, was ich ihm verspreche. Langsam und eindringlich intoniert liest er mir seine niedergelegten Gedanken vor:

„Ich bin Kurde und vor vielen Jahren als politischer Flüchtling nach Deutschland gekommen. Seit mehr als sechs Jahren wohne ich in Düren. Nach meiner Kenntnis leben auch viele Kurden in Düren. Wir Kurden haben Jahrzehnte lang bitter erleben müssen und dagegen gekämpft, dass unsere Identität geleugnet wurde und wird, weil unsere Heimat Kurdistan zwischen mehreren Ländern geteilt ist, werden wir Kurden einfach überall in der Welt ignoriert und als Türken, Araber oder Perser benannt. So etwas ist für uns

Kurden ziemlich erniedrigend und tief verletzend: Wir sind Kurden und unsere Heimat ist Kurdistan, auch wenn die türkische Regierung und immer noch die Mehrzahl der in Deutschland lebenden Türken und auch die deutsche Regierung uns nicht offiziell anerkennen. Ich selbst habe im türkischen Gefängnis gesessen und trage noch immer Folterspuren in meinem Körper. Und ich kenne viele meiner Landsleute, die, wie ich, hier in Deutschland leben. Wenn unsere Identität so verleugnet wird, verletzt es uns so sehr, wie die türkischen Folterer uns verletzt haben.“

Jetzt verabschiedete ich mich von Mehmet Yakut, meinem neu gewonnenen Freund! Er hat einen geradlinigen und sehr sensiblen Charakter; er kann geduldig zuhören und klare Antworten formulieren. Er ist – wie ich anfangs schon andeutete – ein Kosmopolit, ein Weltbürger, der aber dennoch mit seinem ganzen Herzen und voller Stolz sein ‚Heimatland‘ Kurdistan liebt. Aber auch Deutschland steht er loyal und voller Achtung gegenüber. Ich wünschte mir, dass seine Ansichten von vielen deutschen Mitbürgern gelesen würden. Dies könnte dazu beitragen, allzu schnelle und grobe Vorurteile gegenüber Asylsuchenden aus aller Welt abzubauen und diesen das Leben in Deutschland dadurch zu erleichtern, sie neue Hoffnung schöpfen zu lassen. Mehmet sagt leise zu mir: „Die Hoffnung stirbt zuletzt!“ Aber bis man das einsieht, muss man erst einmal die vielen schrecklichen Jahre der Asylsuche selber durchgemacht haben; das ist jetzt auch meine große Erkenntnis.

Gesamtinterpretation

Kaja vom Orde & Anna Schaffrath

Vier verschiedene Charaktere, vier verschiedene Lebensgeschichten – und doch weisen alle Erzählungen Gemeinsamkeiten auf.

Unsere InterviewpartnerInnen wurden in ihrem Heimatland politisch verfolgt und hatten keine andere Wahl, als es zu verlassen. Über die genauen Umstände schwiegen sie weitgehend. Doch sie berichteten uns von ihren Hoffnungen, Befürchtungen und Ängsten, in ein neues Land aufzubrechen. Außerdem erzählten sie von einer immensen Geldsumme für falsche Ausreisepapiere und Flugtickets, von der Gefahr entdeckt zu werden, und von der sie auf ihrem Weg begleitenden Ungewissheit, die zurückgelassenen Angehörigen und Freunde jemals wiedersehen zu können. All dies mussten sie auf sich nehmen, um ein neues, eigentlich nicht gewolltes, Leben in der Fremde beginnen zu können.

Bei ihrer Ankunft in Deutschland erwartete sie zwar eine andere, aber nicht unbedingt bessere Situation. Nun wurden sie zwar nicht mehr politisch verfolgt, mussten dafür aber mit ganz anderen Problemen fertig werden. Die Erlebnisse und Erfahrungen, die sie als Flüchtlinge machen mussten, ähneln sich in vielen Bereichen. So berichteten uns die vier zum Beispiel von den Schwierigkeiten bei der Antragsstellung auf Asyl und von ihrer Situation während des anschließenden Verfahrens. Uns wurde klar: Wie soll jemand, der der hiesigen Sprache kaum mächtig ist, den deutschen Bürokratismus verstehen, wenn es uns selbst schon schwerfällt, Überblick über die große Anzahl von verschiedenen Aufenthaltsstatuten und den damit verbundenen gesetzlichen Rechten zu bekommen? Wer bekommt welchen Aufenthaltstitel? Was darf man, was darf man nicht? Wie lang ist dieser Titel gültig? Was

folgt danach? Denn bevor das Ziel, die Niederlassungserlaubnis, erreicht ist, muss eine ganze Reihe von verschiedenen Aufenthaltsstatuten durchlaufen werden, verbunden mit vielen Behördengängen und langen Wartezeiten. Unsere GesprächspartnerInnen erzählten uns, dass sie oftmals von Beamten schroff und diskriminierend behandelt wurden. Erfahrungen, die sie auch in anderen, nicht-staatlichen Organisationen machen mussten.

Weitere Themen, die von unseren InterviewpartnerInnen angesprochen wurden, waren der Heimaufenthalt, verbunden mit den Zuständen, die es dort zu ertragen galt, inklusive der Bewegungseinschränkung und der fehlenden Arbeitserlaubnis. Die daraus resultierende Situation zehrte finanziell und psychisch an den Menschen. Ganz abgesehen davon, dass derartige Ausgrenzungsfaktoren die Isolation fördern und einer Integration entgegenwirken.

Häufig müssen Flüchtlinge mehrere Jahre in dieser Lage verbringen – bis sich ihr Verfahren endlich entscheidet. Doch wie sollen Menschen, deren Zukunft jahrelang in der Schwebelose ist und die von Deutschland selbst derart isoliert werden, es schaffen, sich angemessen zu integrieren? Wahrscheinlich ist es nur Einigen unter diesen schlechten Bedingungen möglich, ein neues Leben aufzubauen und wieder Teil einer Gesellschaft zu werden. Umso schlimmer, wenn diese Menschen dann nach Jahren die Mitteilung erhalten, dass ihr Asylrecht aufgehoben worden sei, da die ursprüngliche Gefahr im Heimatland nicht mehr bestehe. Was bedeutet nach 10, 15 oder sogar 20 Jahren Aufenthalt in Deutschland ihre ‚Heimat‘? So bekam eine unserer GesprächspartnerInnen einige Monate nach unserem Interview genau einen solchen Bescheid. Sie soll mit einem Teil ihrer Familie Deutschland nach 12 Jahren Aufenthalt verlassen und wieder in die Türkei zurückkehren. Nur ihr jüngster, in Deutschland geborener, neunjähriger Sohn darf bleiben. Wie wird die Rückkehr aussehen? Was bedeutet sie für die in Deutschland großgewordenen Kinder, denen die Heimat ihrer Eltern fremd ist? Ganz abgesehen davon, dass behördliche Beschlüsse, die vorschlagen, neunjährigen Kindern ein Aufenthaltsrecht zuzusprechen, den Eltern aber nicht, zynisch wirken.

In allen biografischen Erzählungen wird das innere Dilemma thematisiert, das mit der Vorschrift einhergeht, sich für eine Staatsbürgerschaft entscheiden zu müssen, wenn man aus einem nicht-europäischen Land kommt. Den Vorteilen, die eine deutsche Staatsbürgerschaft mit sich bringt, steht auf der anderen Seite die Angst gegenüber, ein Stück der eigenen Identität aufgeben zu müssen. Wie fühlt man sich, wenn man in sein Geburtsland nur mit einem Visum, wie ein Fremder, einreisen darf? Ein ganz anderes Gewicht erhält das Problem der Nationalitätsfrage bei der Anerkennung von Menschen mit einem ethnischen Hintergrund, der keinem bestehenden Nationalstaat zugeordnet werden kann, wie es z. B. bei den Kurden der Fall ist. Dementsprechend formulierten auch unsere kurdischen GesprächspartnerInnen verschiedentlich ihre Erfahrungen von ohnmächtiger Wut und Hilflosigkeit, die aus ihrem täglichen, immerwährenden Kampf entstehen, als Kurde/Kurdin anerkannt zu werden. Kurdistan und das Volk der Kurden existiert nicht auf den politischen Landkarten, und so werden Kurden auch vonseiten der deutschen Behörden und anderer öffentlicher Institutionen stets nur als Türken, Araber oder Perser wahrgenommen und tituliert, oder bekommen bei der Anhörung im Rahmen des Asylverfahrens türkische Dolmetscher zur Seite gestellt. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, sich vorzustellen, dass es einen Kurden, der seine Heimat aufgrund politischer Verfolgung durch die Türkei verlassen musste, verletzt, in Deutschland ständig als Türke kategorisiert zu werden.

Auch wenn diese kleine Studie aufgrund des wenigen Materials keine Generalisierungen zulässt und rein explorativen Charakter hat, so ist doch zu vermuten, dass die oben aufgeführten Topoi auch in anderen Flüchtlingsberichten bedeutende Leitlinien des Erzäh-

lens darstellen könnten. Sie thematisieren soziale Erfahrungsräume und Spannungsfelder, denen alle Menschen ausgesetzt sind, die in Deutschland Asyl suchen.

Es wäre interessant, anhand eines größeren Samples zu untersuchen, inwieweit die hier angesprochenen Erfahrungen und Erlebnisse bezeichnend für eine Mehrheit von Flüchtlingen in Deutschland sind, oder ob es signifikante Unterschiede gibt, und an welche Faktoren diese gegebenenfalls gekoppelt sind. Wenn auch viele Übereinstimmungen in den Erzählungen unserer vier InterviewpartnerInnen auftauchen, lassen sich dennoch ebenso viele Verschiedenheiten finden.

Beachtenswert erscheint uns aber auch das ‚Ungesagte‘. Wir alle konnten beobachten, dass unsere GesprächspartnerInnen – trotz ihrer allgemein großen Erzählbereitschaft – über einige Dinge eindeutig nicht sprechen wollten. Keine/r wollte die Ängste und Leiderfahrungen näher beschreiben, die zur Flucht aus der Heimat geführt hatten. Aber auch über manche Aspekte ihres Flüchtlingslebens in Deutschland schwiegen sie. Ist dieses Schweigen nur Ausdruck der Angst davor, Fremden zu viel zu verraten, und dadurch die unsichere eigene Position womöglich zu gefährden, und ausgewiesen zu werden? Oder rührt die Angst daher, wie die Menschen reagieren würden, unter denen sie leben, mit denen sie womöglich Freundschaften geschlossen haben, wenn sie solch private Details über sie erfahren. Vielleicht handelt es sich hier aber auch gar nicht um Angst. Stellt Schweigen über schwierige und leidvolle Lebensphasen und Erlebnisse vielleicht ganz einfach eine Überlebensstrategie dar?

Zur Untersuchung dieser Fragestellungen würde sich ebenfalls die Biografieforschung anbieten. Allgemein eignet sich diese qualitative Methode dazu, persönliche Erlebnisse und Erfahrungen von Menschen aufzunehmen. Gerade bei einem Thema wie dem unseren führt eine rein quantitative Daten- und Faktenerhebung nicht zu einem tiefgreifenden Verständnis der Problematik, die sich Asyl suchenden Menschen in Deutschland stellt.

Der Einblick in die Lebensgeschichten unserer InterviewpartnerInnen ermöglichte uns, das Thema aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Durch die Innensicht unserer GesprächspartnerInnen wird den Betroffenen nicht nur eine ‚Stimme‘, sondern auch ein ‚Gesicht‘ gegeben. Die individuelle Person wird transparent und vorstellbar. Dem Forscher eröffnet sich eine Dimension des Erlebens und Erfahrens. Die direkten Erzählungen ermöglichen ihm, Ängste und Emotionen unmittelbar mitzuerleben, und schaffen dadurch eine erweiterte Interpretationsbasis. Das Handeln der Erzählenden wird nachvollziehbar, und neue Zusammenhänge werden erkennbar. Durch die persönliche Begegnung, die eine biografische Methode zulässt, wird sowohl das Einfühlungsvermögen des Wissenschaftlers, als auch das des Lesers geweckt.

Eine holistische Sichtweise auf das Thema erfordert auch die Darstellung der Gegenseite im Asylverfahren, d. h. die Ansichten, Erlebnisse und Erfahrungen seitens der Sachbearbeiter und Beamten. Durch teilnehmende Beobachtung und ein darauf folgendes semi-strukturiertes Interview könnte ihr Verhalten, das von unseren InterviewpartnerInnen überwiegend als negativ empfunden wurde, nachvollzogen werden. Eventuelle Missverständnisse, die durch die jeweilige subjektive Wahrnehmung des Auftretens des Anderen entstehen, ließen sich so aufdecken.

Ein neues Forschungsdesign könnte entwickelt werden, in dem eine Person in den Mittelpunkt gestellt wird. Von dort aus würde man ihren Wegen innerhalb des Asylverfahrens nachgehen. Menschen und Orte, die in den Erzählungen erwähnt wurden, würden aufgesucht. Weitere Befragungen und Einsichten in verschiedene Dokumente, die im Zusammenhang mit der betroffenen Person stehen, würden erfolgen. Durch den nachgezeichneten

Pfad und die zusätzlichen Informationen könnte das Erleben noch detailreicher erfasst und verstanden werden.

Eine andere interessante Forschungsfrage besteht unseres Erachtens in der Untersuchung, wodurch es zu so großen Unterschieden in der Integration kommen kann, wie sie unsere Fallbeispiele zeigen. Dies kann durch weitere fokussierte biografische Interviews, die u. a. auf soziale Netzwerke und Lebensumstände unserer GesprächspartnerInnen abzielen, erreicht werden. Dabei könnten beispielsweise die Sprachfertigkeit und die außerhäuslichen Kontakte als Indikatoren für den Grad der Integration fungieren. Bezüglich der außerhäuslichen Kontakte würde die Anzahl und die Art der Beziehungen zu Menschen eigener und anderer Nationalität, die nicht innerhalb des eigenen Haushaltes leben, beleuchtet werden. Zu untersuchen wäre dann, inwiefern Faktoren wie ethnische Herkunft der Flüchtlinge oder gesetzliche Besonderheiten verschiedener Städte und Kreise im Hinblick auf das Asylverfahren beim Integrationsgrad eine Rolle spielen. Eine international-vergleichende Studie innerhalb Europas wäre ebenfalls denkbar.

Die bisher genannten Untersuchungsansätze berücksichtigen längst nicht alle Aspekte, die eine vollkommene Darstellung der Situation von Asylanten erlauben. Es wird deutlich, dass das Thema vielseitig ist und aufgrund der bisher geringen Beachtung noch viel Raum für weitere Forschung bietet. Uns faszinierte an der Biografieforschung besonders, dass sie die Möglichkeit gibt, das Individuum und seine Persönlichkeit in den Fokus zu stellen. Wir hoffen, dass wir den Interviewten ein Gesicht geben konnten und ihnen mit unserer Darstellung ihrer Lebensgeschichten gerecht geworden sind.

Literatur

- Abu-Lughod, L. 2006. 'Writing against culture', in H.L. Moore & T. Sanders (eds.), *Anthropology in Theory*. Malden: Blackwell, 466-479.
- Clifford, J. & G. E. Marcus (eds.). 1986. *Writing Culture. The Politics and Poetics of Ethnography*. Berkeley: University of California Press.
- Crapanzano, V. 1977. 'The Life History in Anthropological Fieldwork', *Anthropology and Humanism Quarterly* 2: 3-7.
- Hermann, E. & B. Röttger-Rössler (eds.) 2003. *Lebenswege im Spannungsfeld lokaler und globaler Prozesse. Person, Selbst und Emotion in der ethnologischen Biografieforschung*. Göttinger Studien zur Ethnologie Bd.11 Münster: LIT.
- Hermann, E. & B. Röttger-Rössler 2003. 'Einleitung: Persönliche Handlungsmöglichkeiten im lokal-globalen Kontext', in E. Hermann & B. Röttger-Rössler (eds.), *Lebenswege im Spannungsfeld lokaler und globaler Prozesse. Person, Selbst und Emotion in der ethnologischen Biografieforschung*. Göttinger Studien zur Ethnologie Bd.11 Münster: LIT, 1-24.
- Hermanns, H. et al. 1984. *Berufsverlauf von Ingenieuren: Biografie-analytische Auswertung narrativer Interviews*. Frankfurt, New York: Campus.
- Lamnek, S. 2005. *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Mayring, P. 2003. *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Mühlfeld, C. et al. 1981. 'Auswertungsprobleme offener Interviews', *Soziale Welt* 32: 325-352.
- Peacock, J. & D. Holland 1993. 'The Narrated Self: Life Stories in Process', *Ethos* 21(4): 367-383.
- Röttger-Rössler, B. 1993. 'Autobiography in Question; On Self Presentation and Life Description in an Indonesian Society', *Anthropos* 88: 365-373.
- . 2003. 'Gegenwärtige Vergangenheit. Rekonstruktionen eines interethnischen Ehekonfliktes in biografischen Gesprächen', in E. Hermann & B. Röttger-Rössler (eds.), *Lebenswege im Spannungsfeld lokaler und globaler Prozesse. Person, Selbst und Emotion in der ethnologischen Biografieforschung*. Göttinger Studien zur Ethnologie Bd.11 Münster: LIT, 25-41.
- Schütze, F. 1977. *Die Techniken des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen*. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Universität Bielefeld Nr. 1, Fakultät für Soziologie.
- Welzer, H. 2002. *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München: Beck.

Appendix: Leitfaden für die Interviews

1. Weg nach Deutschland? (Flüchtlingsgeschichte, warum hier?)
2. Erste Tage in Deutschland? (Wie war das? Was ist in Erinnerung geblieben? Versuchen Sie Ihre ersten Tage zu schildern.)
3. Asylverfahren: Stand der Dinge (läuft der Antrag noch, schon abgeschlossen...?)
4. Lebenssituation während des Asylverfahrens? (Wo und wie gewohnt? Mit wem? Wie lange?)
Schilderung eines typischen Tagesablaufes während dieser Zeit.
5. Versuchen Sie eine Situation, ein Erlebnis zu schildern, das für Sie besonders schwierig war.
Positive Erlebnisse?
6. Bedeutsame Begegnungen (positive/negative) in Deutschland? Haben Sie deutsche Freunde/Bekannte? Wenn ja: Begegnungsgeschichte?
7. Wie ist der Kontakt zum Heimatland? Zu Verwandten dort? (Heimweh?)
8. Ausstiegsfrage: Gibt es etwas, was Sie für besonders wichtig halten und wir noch nicht angesprochen haben?
Wenn mir noch wichtige Punkte, Fragen einfallen, darf ich mich nochmals an Sie wenden?

Grundsätzlich: darauf hinweisen, dass die Gesprächspartner die Endkontrolle über den Text behalten, dass wir nichts veröffentlichen, was nicht zuvor von ihnen überprüft und freigegeben worden ist. (Nicht vergessen, nach entsprechenden Kontaktmöglichkeiten zu fragen). Verwendung von Pseudonymen anbieten!

Unser Ziel: Einblick in die spezifische Problematik des Daseins als Asylbewerber bieten und die Betroffenen selber zu Wort kommen lassen (Stimme geben).